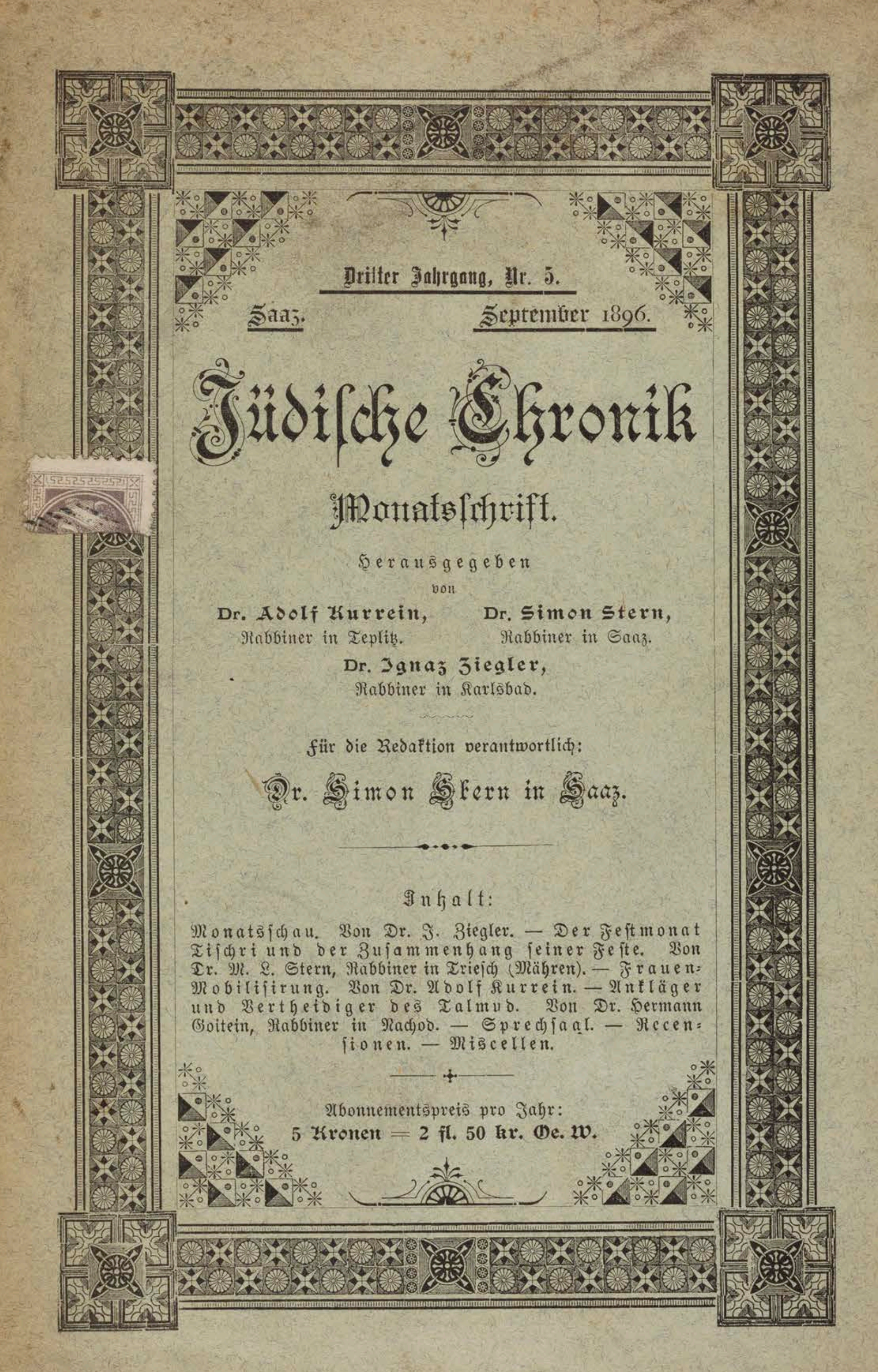


Dritter Jahrgang, Nr. 5.

Saaz. September 1896.

# Jüdische Chronik

## Monatsschrift.

Herausgegeben
von
**Dr. Adolf Kurrein,** Rabbiner in Teplitz.
**Dr. Simon Stern,** Rabbiner in Saaz.
**Dr. Ignaz Ziegler,** Rabbiner in Karlsbad.

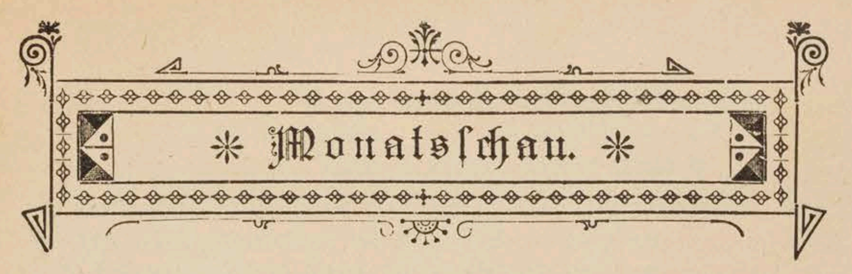
Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Simon Stern in Saaz.

Inhalt:



Abonnementspreis pro Jahr:
5 Kronen = 2 fl. 50 kr. Oe. W.

LEO BAECK INSTITUTE




# Unsere Sünden gegen das „Gesetz."

Si la raison absout ce que la loi condamne, tant pis pour la loi.
(Wenn die Vernunft vergiebt, was das Gesetz verurtheilt, um so schlimmer für das Gesetz.)

Gewaltigeres hat wohl noch keine Religion geschaffen, Erhabeneres kein Glauben ausgebildet, — dies Bekenntnis fließt von allen Lippen, die des Neujahres und des Versöhnungstages kindlich fromme Gebete zu Gott emporsenden. So rein menschlich, so rein geistig spricht kein Religionsfest zum Sterblichen, wie diese zwei Feste zu uns sprechen. Zumal der Versöhnungstag, der wie ein mächtiger Felsen emporragt, schroff und kahl, himmelanstrebend und Ehrfurcht gebietend. Das verstockteste Herz wird erschüttert in diesen Stunden, in denen wir Gott unsere Sünden beichten, ihm allein und keinem sonst. Was ein Jahr an Freud und Leid, an Jubel und Bitternis, an Versuchung und Verlockung, an Erschlaffung und Widerstand uns gebracht und gegeben, alles zieht an uns vorüber, in zitterndem Zwielichte, doch lebenstreu und lebenswahr, ungeschminkt und unbemäntelt. Unsere Vergehen in Wort und That, im Berufe, wie in der Familie, dem Staate, wie der Religion gegenüber, nichts bleibt verborgen, alles deckt das eigene Herz vor sich selber auf.

Unsere Sünden gegen die Religion, wie zahlreich sind die! Wie oft versagte das Vertrauen auf die göttliche Hilfe, wie oft war Menschenhand der einzige Retter? Gerechtigkeit und Recht traten wir nicht nur einmal mit Füßen, Vergebung und Nachsicht waren uns nicht immer eigen. Wittwen und Waisen suchten nicht immer mit Erfolg in uns ihren Helfer, der Arme und Dürftige mußte häufig vergebens an unserer Thüre pochen. Uebervortheilung, Herrschsucht, Neid, Gewaltthätigkeit bildeten unsere Schutztruppen und Bundesgenossen, die Triebfeder und den Ansporn unserer Thätigkeit. — Das ist der Inhalt unserer Gebete, der Kern unserer Buß- und Bittgesänge an diesen Tagen. — Eines

nur fehlt: ein Bekenntnis unserer Sünden gegen das Ceremonialgesetz! Tag für Tag versündigen wir uns gegen den Schulchan-aruch, gegen den großen Religions-Codex des Judenthums, und mit kaum einer flüchtigen Zeile erwähnen wir das, schleichen wie ein Dieb daran vorbei. Du, der du so innig betest, daß dir Gott verzeihe, wenn du im Leben ungerecht und selbstisch gehandelt hast, du denkst wohl gar nicht daran, daß du gegen hunderte und hunderte Verbote und Gebote verstößt, daß du in der Kleidung, in Speise und Trank ununterbrochen frevelst, du „Pauschéa Jiszroél“, du willst Sündenerlaß von Gott dir erflehen!?

Wie charakteristisch, wie tief bedeutend für unsere wahre Religion und für uns selbst! Wir Juden, die aus der Fülle der Normen und Satzungen nicht herauskommen, wir übersehen all die an unserem heiligsten Tage, als wären sie gar nie dagewesen. Spricht das nicht Bände!? Der orthodoxe Jude, dem ein ganzes Jahr hindurch Milchiges nach Fleischigem essen als höchster Frevel erschien, darob er den Grimm des Himmels herabflehen wollte, an dem großen Tage der Versöhnung kennt er nur die Sünde gegen die Religionsmoral, gegen das Recht, gegen die Nächstenliebe!

Wenn aber dem so ist, wenn das sogenannte „Gesetz“ in Wirklichkeit nur Schale, Nebensache, Nachläufer der Religion, nicht diese selbst ist, warum lassen wir noch immer einen Religions-Codex als höchste und alleinige Instanz gelten, dem dies Nebensächliche in erster Reihe maßgebend ist?

Die geistlichen Vertreter des Judenthums werden auch „Hüter des Gesetzes“ genannt und sollen es sein. Sind sie es? Hut ab vor Denen, die in starrer Rücksichtslosigkeit keine Spanne weit nachgeben, die nicht heucheln und lügen, die das „Gesetz“ heilig halten, für dasselbe eintreten, es vertheidigen und lehren! Jene aber, deren Herzen abgefallen sind, die erkannt haben die Nichtigkeit der zahllosen Satzungen, wie vereinen sie Gesetz und innere Ueberzeugung? Sehr einfach; ein sehr netter Ausweg führt aus diesem Seelenlabyrint: wir lassen Codex — Codex sein, thun so als existire er gar nicht und predigen und lehren den wahren Kern des Judenthums, der da ist Gerechtigkeit und Nächstenliebe, Gottesfurcht und Demuth. Nach dieser Ansicht wird nach und nach der ganze Codex in Vergessenheit gerathen, während unsere wahren Religionslehren erstarken; aus sich selbst heraus, ungezwungen und ohne Widerspruch verliert sich das Gehaltlose, und wir ersparen ein Schisma, eine Schwächung unserer Einheit, die heute dem Judenthum unentbehrlich ist. Lebten wir weniger von Haß und Be-

drückungssucht umgeben, dürften wir die Eventualität einer Spaltung eher in's Auge fassen. Heute wäre der innere Streit ein Verbrechen, eine Zersetzung unserer Gesammtheit, die nur den Feinden zu Gute käme. — Wir gestehen, daß diese Ausführung die Billigung der meisten geistlichen Vertreter des Judenthums findet, daß auch viele Laien sich derselben anschließen, denn sie ist vor Allem — bequem. Wozu sich Kämpfen aussetzen, die unsere behagliche Ruhe stören? Soll Jeder nach seiner Façon glücklich und selig werden! Der Satz: „Jeder Jude hat seinen eigenen Schulchan aruch", ist gar nicht zu verachten, er ist ein wahrer Retter in der Noth. — Nehmen wir nun einmal an, daß die Judenheit Böhmens mit ihren Rabbinern an der Spitze auf dieses Programm sich einigt: Ritus und Ceremoniell seien gebannt von der Kanzel, wir sind Diener des innern Wesens unserer Religion. Kömmt der geistliche Herr nicht Schritt um Schritt in Kollision mit diesem Prinzipe? Er hat doch auch, wenn auch nicht buchstäblich, ein Gelübde geleistet, auf Grund dessen er die Rabbinatsbefähigung erhielt, in der es heißt: jóre, jóre = er lehre, lehre, jódin, jódin = entscheide, entscheide. Wenn er noch so sehr dem Prinzipe des Todtschweigens huldigt, für seine Person muß ihm sein Gelübde, zum mindesten im öffentlichen Leben, heilig sein; wenn die ganze Gemeinde von Klein bis Groß, nicht einmal traditionell vom Schulchan aruch eine Ahnung hat, und dazu kömmt es ja einst, er hat ein Leben zu führen, das seiner Gemeinde fremd und absonderlich erscheinen wird und muß. Abgesehen davon, daß ein solcher Zustand die Wirksamkeit des Rabbiners stark beeinträchtigt, wird er ja auch Fragen ausgesetzt, die eine Erklärung seiner Lebensweise fordern. Der katholische Priester kennt Pflichten gegen Gott, die nur ihm vorgeschrieben sind, der Rabbiner hat solche nicht, denn er ist nicht Priester, die Religionsgebote des Judenthums gelten allen Israeliten, wie wird er solche Fragen beantworten? Wird er vielleicht sagen, er erfülle alle Gebote, die das Judenthum vorschreibt, so wird er den Vorwurf sich nicht ersparen, daß er das Judenthum nicht voll und ganz lehre. Entgegnet er darauf, das sei nicht der Kern, so erhält er die berechtigte Erwiderung: wozu er denn die Schale ehre? Er braucht sie nicht, denn seine Seele bedarf ihrer nicht, das Volk aber, das an einer Religion ohne Hülle keine Befriedigung findet, das daher gerade die Schale nothwendig hätte, das hütet sie nicht, wozu dient also die Umzäumung?

Jedoch, schade um jede Argumentation. Jeder Denkende wird einsehen, daß jenes so beliebte Prinzip des Todtschweigens kein Prinzip, sondern nur die Ausflucht der Bequemen ist, die die unumgänglich noth-

wendige Austragung des Kampfes verschieben und einem andern Geschlechte überlassen wollen.

Wir haben ein anderes Prinzip und hoffen Gefolgschaft zu finden. Unsere Sehnsucht ist, das Judenthum von seinen Fesseln zu befreien. Seine herrlichen Lehren, sein Bekenntnis sollen nicht mehr verdunkelt und verschlossen, unkenntlich und entstellt dem Beschauer sich offenbaren. Das ist Selbstzweck. Ob das Judenthum eine Weltreligion wird oder nicht, danach fragen wir heute nicht. Genügt es etwa nicht, wenn wir das Bestreben haben, unser Judenthum zu läutern, von den Schlacken zu säubern? Wohl kann auch der Jude der Formen in der Religion nicht entbehren, haben ja auch wir Menge, Masse, die Handgreifliches verlangt. Gerade aber, wenn ich gewisse Formen aufhebe, kann ich für andere eintreten, die Bedeutung besitzen, die religiös erziehlich wirken. Das Judenthum von heute soll seinen Religions-Codex, seinen Schulchan aruch haben, reif ist es genug dazu. In Böhmen leben an 25000 jüdische Familien. Wir bezweifeln, ob es unter diesen 1000 giebt, die irgend ein Compendium unserer Religionsgesetze besitzen. Zwar finden wir auch die heilige Schrift nicht in allen Häusern. Während wir aber für unsere Thora mit aller Macht eintreten können, die Jugend zu ihr zurückzuführen, ist ein ähnliches für unsere Traditionsgesetze ein Ding der Unmöglichkeit Nach einer gründlichen Revision unserer Religionsverfassung jedoch wird jeder Rabbiner mit gutem Gewissen den neuen Schulchan aruch in der Schule lehren, von der Kanzel verkünden und verbreiten. Das sei der Zweck der Synode, deren Einberufung wir erstreben: gründliche Revision der Traditionsverfassung unseres Judenthums nach allen Richtungen, für Haus und Tempel zum Zwecke der Selbstveredlung.

Dürfen wir aber solches in unserer Zeit unternehmen? Ni chtnur dürfen wir es, wir sollen es, wir müssen es. Den Zeiten der schweren Reaktion wird in einigen Jahrzehnten die der erneuerten, vermehrten Freiheit folgen. Was wird in jenen Tagen aus dem Judenthum, wenn es sich heute nicht religiös verjüngt und neubelebt? Heute, da die Rückkehr zum idealen Judenthum so allgemein ist, da es als Schande gilt, vor dem Angriff zu entfliehen, gerade heute ist es Zeit, dem Judenthume eine neue, kräftige Hülle zu geben. Selten war eine Epoche so günstig für die Umgestaltung des Judenthums, für Jungisrael, wie die unserige. Tausende intelligente Familien suchen Schutz und Schirm beim Judenthume, zu dem sie der Haß der Arier zurücktreibt. Bieten wir ihnen denselben, ehe es dem Clericalismus gelingt, sie in seine Arme zu fangen. Geben wir dem modernen Judenthume das

wonach es lechzt und verlangt: ein einheitliches, erhabenes Religionsbuch, daß es daraus lerne das Wesen erkennen, edle und schöne Traditionen zu heiligen, daß wir vom neuen erstarken und aufblühen. Wollen wir nur und es geschieht, und die Geschichte wird uns segnen.

Mögen wir heute ein Jahr die neue Aera des Judenthums zu zählen beginnen! Das ist unser Rauschhaschono-Gebet.

Karlsbad. Dr. Ziegler.



# Der Festmonat Tischri und der Zusammenhang seiner Feste.

Von Dr. M. L. Stern, Rabbiner in Triesch (Mähren).

An mehreren Stellen der biblischen Bücher, wo die Erwähnung des Versöhnungstages, der doch seit dem Beginne der talmudischen Zeit bis auf den heutigen Tag fast der Grund- und Eckstein des ganzen jüdisch-religiösen Lebens geblieben ist, gar nicht umgangen werden konnte, verlautet gerade kein Sterbenswörtchen davon, als ob der Versöhnungstag für jene Zeit noch nicht existirt hätte. Das ist so auffällig, daß selbst der Talmud sich darob zur Bibelkritik versteigt.

Im Buche der Könige I, Cap. 8, V. 65, heißt es betreffs der Einweihung des Salomonischen Tempels: „Salomon veranstaltete an jenem 7. Monate das Fest 7 Tage und 7 Tage, also 14 Tage.“ Im Buche der Chronik II, Kap. 7, V. 9, heißt es darüber noch deutlicher: „7 Tage die Einweihung des Altares und 7 Tage das Laubhüttenfest.“ Die Zusammenfassung der beiden Feste in der Zahl von 14 Tagen weist darauf hin, daß die 7tägige Einweihungsfeier den 7 Tagen des Laubhüttenfestes unmittelbar vorangingen. Wie nun, fällt nicht gerade in jene 7 Tage vor dem Laubhüttenfeste der Versöhnungstag? In Moed Katon 9a sagt nun R. Parnach radical genug, daß die Israeliten in diesem Jahre den Jom Kippur nicht beobachtet haben; denn die Einweihung des Tempels galt ihnen höher. Analog hatten es ja auch die Israeliten nach Numeri 7 in der Wüste gehalten. Anläßlich der Einweihung des Stiftzeltes in der Wüste hatten die zwölf Fürsten der israelitischen Stämme an 12 auf einander folgenden Tagen

ihre Geschenke und Geschenkopfer gebracht, als ob innerhalb dieser 12 Tage kein Sabbath gewesen wäre. Dieser feine Hinweis auf die Außerachtlassung des Sabbath's im Numeri ist augenscheinlich mehr als bloße talmudische Agadah, es ist Bibelforschung im agadischen Gewande. Wenn die Außerachtlassung des Versöhnungstages im Buche der Könige dessen nicht Vorhandensein beweisen sollte, ginge es denn gar so leicht an, anzunehmen, daß zur Abfassungszeit des IV. Buches Mosis der Sabbath noch gar nicht vorhanden war? Ja, je fester man auf dem Standpunkte der Bibelkritik steht, um so später setzt man dann die Abfassungszeit der Mosaischen Bücher an, und um so auffälliger muß es sein, daß da der Sabbath so ostentativ außer Acht gelassen bleibt.

Es empfiehlt sich darum geradezu die talmudische Hypothese, daß in der biblischen Periode Tempelfeierlichkeiten, auch insofern sie über den Rahmen des vorgeschriebenen Cultus hinausragten, doch so hoch galten, daß durch sie weder ein noch so hochstehender Versöhnungstag, noch ein wie immer zu heiligender Sabbath als verletzt erachtet wurde.

Indessen kommt hinsichtlich des Versöhnungstages die Bedenklichkeit hinzu, daß seiner auch im V. Buche des Pentateuch keine Erwähnung geschieht, auch da nicht, wo alle andern Feste angeführt erscheinen.

Der unbestreitbar geniale und kenntnisreiche Abraham Geiger, ist leider dadurch auf eine Idee gekommen, die sich passend den mißlungenen seiner Auffassungen anreiht, trotzdem er hierbei viele Nachbeter gefunden hat.

Er glaubt, daß der Versöhnungstag ursprünglich nur als eine Feier innerhalb des Priesterkreises, als eine Reinigung des Altares und des Tempels eingesetzt wurde, welche das Volk nur wenig berührte. Erst später sei er zu einer so ernsten und das gesammte Volk ergreifenden Feier herausgewachsen. Wo immer jedoch der Versöhnungstag im Pentateuch erwähnt wird, erscheint er stets in dem ganzen Ernste seiner Ehrwürdigkeit und ergreifenden Feierlichkeit. Als hohe Feier, Sabbath Sabbathon, da sich jede Seele in Israel kasteien soll, „euch zu versöhnen von allen euern Sünden, damit ihr rein werdet vor dem Ewigen.“ Ueberdies erscheint noch die Ausrufung des Jubeljahres, daß Freiheit im Lande sei, daß jeder zu seiner Familie, zu seinem Eigenthum zurückkehre, mit diesem Versöhnungstage im Zusammenhange, und wenn das nicht allgemein das Volk berühren und in seine Tiefen dringen soll, was denn sonst noch?

Ein Geiger jedoch schießt gewiß nicht weit vom Ziele, und indem er den Jom Kippur als Reinigungsfeier des Altares vor dem Beginne

der großen Feiertage und deren vielen Opferfestlichkeiten auffaßt, hat er jedenfalls sehr richtig den Versöhnungstag als zum Laubhüttenfest gehörig, als Theil des ganzen Festmonates erkannt.

Es wird sich kaum ein Leser der Haphtora vom ersten Tage des Laubhüttenfestes aus Secharjah 14, einer tiefen Bewegung erwehren können, daß da der Prophet alle Völker der Erde auffordert, gerade das Szukothfest mit Israel mitzufeiern. Warum gerade dieses Fest, dem doch nur die geringsten historisch-religiösen Beziehungen verliehen werden können? Was gilt die Reminiscenz, daß die Israeliten während der vierzigjährigen Wüstenwanderung in Hütten wohnten, gegenüber der Erinnerung an den Auszug aus Aegypten, des Passahfestes, welche unsern ganzen Cultus, die ganze Bibel, vom Anfang bis zum Ende, durchsetzt? Was gegenüber der Erinnerung an die weltverklärende Offenbarung des Wochenfestes? Dennoch ist es gerade das Laubhüttenfest, welches den Propheten so sehr begeistert.

Im Buche der Könige I, Cap. 8, V. 1, wird der siebente Monat der starke Monat (Jerach Ethanim) genannt. Außer der etwas weit hergeholten, recht problematischen Erklärung, daß er als Geburtsmonat Abrahams der starke Monat genannt wird, gibt noch der Talmud die weit mehr einleuchtende Erklärung, daß er stark von religiösen Gebräuchen, will sagen Festen und Feierlichkeiten ausgefüllt erscheint. Es ist der Monat der Feste. Ueberdies wird in dem Verse noch gesagt, da sich die Israeliten am Feste zur Einweihung des Tempels versammelten, während doch nach Vers 65 die Einweihung sieben Tage vor dem Feste stattgefunden hat. Es wird demnach der ganze siebente Monat statt Festmonat kurz Fest genannt.

Da leuchtet es wohl auch ein, daß Chag Hassukoth nicht überall als Laubhüttenfest im engeren Sinne, sondern vielfach im erweiterten Sinne als der Cyclus des Laubhüttenfestes, als Festmonat, einschließlich aller dazu gehörenden Feierlichkeiten, aufzufassen sei.

Der Festcyclus beginnt aber schon mit dem ersten Tage Tischri, mit dem Erinnerungs- oder heruatage, setzt sich am 10. Tischri mit der Versöhnungsfeier, dann vom 15. mit dem Laubhüttenfeste im engeren Sinne fort und schließt mit dem Schlußfeste am 23. ab. Warum das Laubhüttenfest erst am 15. beginnt, erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß man die Höhe der Feier auf die Zeit des Vollmondes verlegt wissen wollte, wie ja das Passahfest am 15. Nissan beginnt. Auch das Holzfest und das Baumfest hatte man später ganz gewiß aus gar keinem anderen Grunde auf den 15. Ab und 15. Schebat angesetzt. Betreffs des Neujahrestages hebt ja auch schon der

Talmud das Auffällige hervor, daß er bei unsichtbarem und nicht bei vollem Monde gefeiert wird.

Trifft das zu, so wird das Fehlen des Neujahres und Versöhnungstages im V. Buche Mosis in bedeutend anderem Lichte erscheinen, zumal man mit Geiger annimmt, daß jene zwei Tage nur Vorbereitungen für das eigentliche am 15. Tischri beginnende Fest bedeuten. Im Buche der Könige aber leuchteten sie durch die Bezeichnung „der starke Monat" und durch das Wort „am Feste" für die sieben Tage vor Laubhütten, fast schon deutlich heraus. Der Prophet Secharjah ist insofern nicht ohne Grund für dieses Fest als Weltfest so sehr begeistert. Das Fest wird auch Einsammlungsfest, Exodus 23, oder gar noch bezeichnender das Fest zum Jahreswechsel genannt. Kein Neujahr der Sonnenwende oder sonst eines Gestirnes, ein Jahreswechsel der lebensvollen Erde selbst. Da berühren sich Ernte und Weinlese, da ist alles, was die Erde durch ihr Eigenleben dem Menschen zu leisten hat, bereits gegeben, es läßt sich alles, was schon im Hause geborgen und noch auf den Gefilden der Einsammlung harrt, überschauen; alles ist da, es ist nichts weiter zu hoffen, nichts zu befürchten. Diese wichtige Wende im aneinander geschmiedeten Erden- und Menschenleben wird durch Schofartöne allüberall im Lande markiert. Es ist Neujahr, Jom Hasikaron, die Bilanz des äußern Besitzes, zum Genusse bestimmt. Dazu kommt dann am 10. Tag der Tag der Einschau, der Läuterung und Sühne, damit der Mensch sich würdig mache, die Gaben Gottes zu empfangen, der Jom Kippur. So kommt nach den ernsten Vorfeiern, die das Herz ergreifen und bewegen, am 15. die eigentliche Feier der Freude, des reinen, edlen Genusses, des Jubels, der Dankbarkeit, das Laubhüttenfest, gewissermaßen der Tag der Besitzergreifung nach erlangter Würdigkeit vor Gott.

Das ist nun aber so ganz und gar ein confessionsloses Religionsfest; nicht die geringste historische, nationale oder auch nur confessionelle Ader spielt da hinein. Selbst den einzigen kleinen Satz, der in Ermangelung jedes andern alle Lücken büßen muß, möchte ich nicht so sehr als Begründung und nur als aneifernde Ermunterung auffassen. „In Hütten sollet ihr sieben Tage wohnen"! und saget nicht, das sei zu hart, zu viel verlangt! „Denn in Hütten habe ich die Kinder Israels ganze 40 Jahre wohnen lassen, als sie aus Egypten zogen!" Das wäre ja eine ganz sonderbare Begründung. In Wahrheit aber ist die Laubhütte an und für sich gleichsam das Brautzelt und der Pflanzenstrauß der Hochzeitsstrauß unserer Vermählung mit der bräutlichen Erde; beide, die Kinder und Geschöpfe Gottes. Es ist ein rein sittlich-

religiöses Fest, in welchem Gott, Menschheit und Schöpfung den Genuß nicht nur verklären, sondern geradezu bedeutungsvoll machen. Neujahr, der dankbare Aufblick zu Gott, Jom Kippur, der läuternde Einblick in sich selbst, Szukoth, die Freude guter Menschen am Leben und an der Schöpfung. Der Priester im Tempel, der an diesen Tagen geopfert hat, steigt da aus dem engen Rahmen der Confession zur Höhe eines Weltpriesters empor, wie er ja nach der Tradition thatsächlich für alle siebzig Völker der Erde geopfert hat. Die Idee dieses Festcyclus ist ganz und gar von der Vergangenheit, von der Geschichtsentwickelung der Religion unabhängig. Darum schwärmt der Prophet Secharja so sehr dafür; es mochte ihm der schöne Spruch Lessings in seiner Weise vorgeschwebt haben: „Ist Jud und Christ und Muselmann eher Jud und Christ und Muselmann, als sie Menschen sind." In der Idee des Szukothfestes sollten sie alle einig sein.

Alles recht schön, wird man sagen, wenn nur auch die kritisch-historische Forschung den alten Hebräern einen solchen weiten Welthorizont zugestehen könnte. Diese hat nun aber für die alten Hebräer nur den engen nationalen Horizont, sogar auch nur einen Nationalgott und keinen Weltengott. Was ficht uns jedoch hier die kritisch-historische Forschung an? Wenn diese auch einen richtigen Fund macht, so ist selbst ein solcher für Beurtheilung und Verständnis der Bibel gerade nur so weit maßgebend, wie etwa für Goethe's Faust die Auffindung eines Papierschnitzels, auf welchem sich die ersten vielfach durchstrichenen Versuche zu den Versen dieses Faust von Goethes eigener Hand verzeichnet finden. Aus welchen Elementen sich die Bibel zusammensetzte, welches ihre Urschriften waren, kommt betreffs Bibelkunde nicht so maßlos in Betracht. Die Bibel will gelesen und aufgefaßt sein, so wie sie uns vollendet vorliegt. Man entdeckt da Fasern, Spuren, welche auf einen Elohimkultus, auf einen Nationalgott und was sonst hinweisen. In Wahrheit aber ist kein einziges Kapitel aller 24 Bücher der Bibel nachweisbar, welches rein einen Nationalgott oder auch nur einen eng begrenzten nationalen Horizont bekundet und nur ein einziges, welches gewaltsam und nur mit Hilfe der Phantasie als Beweis eines Elohimcultus nachgewiesen werden könnte. Im Gegentheile spiegelt sich klar und unzweideutig der Welthorizont, der Weltengott und das reine Menschheitsideal ab — im ersten Buche wie in den andern vier Büchern Mosis, in den Psalmen wie in den Propheten, in den Sprüchen wie im Hiob, im Buch Esther wie im Prediger. All überall ist da ein wahres Schwelgen in der Welten-Weite, ein rührendes, geängstigtes,

hoffendes, klagendes, flehendes Hinschauen auf die ungezählten Völkerschaaren.

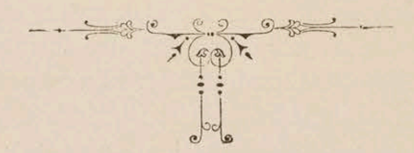
Lassen wir die historisch-kritische Forschung, lassen wir es dahingestellt sein, wie die Bibel so geworden ist, ob aus der Urschrift oder nach der letzten Redaction, sie ist nun einmal doch so, wie sie vorliegt, die Grundlage unserer Religion, und merkwürdigerweise ändert sich auch nichts bis auf einige wenige Capitel an ihrer Stellung zur Weltliteratur, ob sie auf 1000 Jahre früher oder später angesetzt wird.

Wir wollen nur eines festgestellt haben, daß unser Rosch haschanah und Jom Kippur in wesentlichster Bedeutung zwar nicht älter, aber auch nicht jünger als unser Szukothfest ist, sie sind nur als Einzelbestandtheile des Festes nicht überall angeführt. Das Fest des siebenten Monates, oder auch nur Chag Haszukoth ist ein Sammelbegriff für alle drei. Warum sich aber solche tiefgreifende Feierlichkeiten nicht in den andern Büchern der Schrift erkennbar abfärbten, ist eine Frage, die man mit dem Talmud durch eine andere Frage beantworten kann: Warum färbt sich der noch intensivere, weil alle sieben Tage wiederkehrende Sabbath so wenig ab? Zufällig aber, wo es gerade am wenigsten erwartet wurde, blitzt es im Buche der Könige II, Cap. 4, V. 23 in den Worten auf: „Warum gehst du heute zum Propheten, da kein Neumond noch Sabbath ist?“ Und wir erfahren nun, daß schon bei den alten Hebräern der Sabbath derart gefeiert wurde, daß sich Frauen und Männer um den Propheten, den Lehrer scharten, um religiöse Vorträge anzuhören.*)

Die Begriffserweiterung, die wir hier dem Chag Haszukoth zuschreiben, insofern es auch die Vorfeier des Rosch Haschanah und des Jom Kippur einschließen soll, steht auch gar nicht so vereinzelt in der Bibel da. Ich wenigstens halte mich überzeugt, daß eine ähnliche Begriffserweiterung auch dem Ausdrucke Jezias Mizraim, Auszug aus Egypten, zukommt. Der Durchzug durch's rothe Meer ist ja selbstverständlich dabei inbegriffen. Der siebente Passahtag, der diesem Ereignisse geweiht ist, gehört ja unbedingt dazu. Es gehört jedoch auch das Ereignis der Offenbarung dazu. Schon Exodus, Cap. 6, V. 6, kündigte den Israeliten die Verheißung dieses Auszuges in den Sätzen an: „Ich werde euch hinausführen, werde euch retten, werde euch erlösen, werde euch machen zu meinem Volke, und ich werde euch sein zum Gotte.“ Hier wird die Offenbarung ausdrücklich dem Begriffe des Auszuges aus Egypten untergeordnet. Das Herausgehen aus Egypten war ja

*) Bekanntlich kommt daher der Gebrauch, daß in wohlbestellten Gemeinden am Sabbath der Neumondverkündigung gepredigt wird.

gar nicht das Wesentliche, es wurde erst bedeutungsvoll durch das Eingehen in den Bund mit Gott. Nachweisbar gehört die ganze 40jährige Wüstenwanderung zum Begriffe „Auszug aus Egypten.“ Es gehört nun demnach das Schabuothfest als Nachfeier zum Passahfeste, ähnlich wie unser Neujahrs- und Versöhnungsfest als Vorfeier zum Szukothfest gefeiert wird. Im Talmud wird auch ausdrücklich das Wochenfest als zum Passahfeste gehörig bezeichnet, wie der Schemini Azereth als Schlußfeier für Szukoth gilt. Beide heißen in der Bibel „Azereth“ Schlußfeier. Es wird deshalb auch etwas weniger auffällig erscheinen, daß in allen 24 Büchern der Bibel kein einzigesmal das Wochenfest als Offenbarungsfest bezeichnet wird. Wäre Schebuoth ursprünglich, wie uns Viele glauben machen möchten, blos ein reines Ernte- oder Sommerfest gewesen, so wäre es sicher am 15. zur Zeit des Vollmondes wie alle jüdischen Feste und nicht am 6. Siwan gefeiert worden. Man hätte dann die 7 Wochen, wenn diese allein als hierfür maßgebend erachtet werden, einfach vom Tage nach der letzten Passahfeier gezählt. Das Wochenfest wird jedoch ebenfalls zur Erinnerung an den Auszug aus Egypten und zwar an die Offenbarung im Besonderen gefeiert. Andererseits beginnt ja auch die Offenbarung schon in Egypten, wie es in unserer Passahhagadah ausdrücklich heißt: „Ubemora gadol su gilui Schechinah.“ Groß und ehrfurchtgebietend, das bedeutet die erste Offenbarungsphase. Auch in Marah wurden schon Gesetze und Rechte gelehrt, also offenbart. Darum spielt Jeziath Mizraim diese große Rolle in Bibel und Cultus. Bei jedem Kidusch an Feiertagen, bei jedem strengeren Sittlichkeitsgebote, im Capitel über die Schaufäden wird darauf hingewiesen. Es ist dabei der Hinweis auf die Offenbarung, auf die göttliche Gesetzgebung inbegriffen. Passah- und Wochenfest, das ist der Cyclus der historisch-confessionellen-religiösen Feste. Neujahr, Versöhnungstag und Szukoth der Cyclus der interconfessionellen Feste, und der israelitische Seelenzug führt nicht gar so irre, wenn selbst solche Juden, die sich bereits von allen confessionellen Satzungen losgesagt haben, noch am Jom Kippur halten. Diesen sollte, wie der Prophet meint, Jeder ernstlich feiern, der sich noch als Mensch fühlt und darin eine höhere Verpflichtung ahnt.



# Frauen-Mobilisirung.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Man behauptet, Napoleon I. und die Preußen verdanken ihren raschen Siegeslauf nur der Schnelligkeit, mit welcher sie immer früher, als der Gegner fertig, auf dem Kampfplatze erschienen. Die jüdische Frau, von der ich schon so viel Gutes wie Schlimmes geschrieben habe, scheint alle Erwartungen zu übertreffen; sie erscheint auf dem Plan, kaum noch die Werbetrommel gerührt, und die vielgerügte Unart des Zuspätkommens ganz vergessend, ist sie da — und die Frauen dürfen ja nirgends und nimmer fehlen — gleichzeitig mit dem Aufrufe zum guten Zeichen, daß auch die Frauen-Mobilisirung Jungisraels gut gelingen werde. Nur schade, daß der erste Rekrut, Frau Rosa Knina, nicht wie es von Frauen zu erwarten wäre, mit den zum Ausmarsche nothwendigen Ausrüstungsgegenständen beginnt, sondern mit dem letzten Reste, der nach der glänzenden Siegesfeier und nach dem geräuschvollen Triumphzuge im Herzen der trauernden Eltern, Gattinnen und Bräute von den trauernden Gefallenen zurückbleibt, und dessen Verkörperung bei uns Juden das Kaddisch darstellt. Die Frauen mobilisiren zum Kaddischsagen! Warum zum Kaddischsagen! „Dienet Gott mit Freude und erscheinet mit Jubel vor ihm!" sagt und wünscht der Psalmist. Sind wir denn, wenn wir noch so fromm, wenn unsere Frauen im Unglücke so gottergeben wie Beruria, die Gattin R. Meirs, wären, wirklich mit vollem befriedigten Herzen bei Gott und seinem Dienste, wenn wir Kaddisch sagen? Drückt nicht hier etwas Seele, Gemüth und Muth nieder, während Religion, Gottesdienst und Gottesverehrung uns auf unsichtbaren Schwingen in die idealste Höhe emportragen sollte?

Wie unser großer Lehrer Moses wünsche ich für alle und selbstverständlich auch für die Frauen: „Möge Gott, euer Herr, euch vermehren, tausendmal so viel wie ihr seid," und wenn schon bei aller Wirksamkeit dieses Segens nach dem Gange des Irdischen nicht alle für immer zu erhalten sind, so sind und werden mit Gottes Hilfe es immer nur wenige sein, die die Angehörigen zum Kaddisch aufrufen. Jungisrael begnügt sich nicht mit einem Regiment „schwarzer Husaren", und wäre es selbst ein Elite- und Amazonenkorps; Jungisrael will Alle aufnehmen, auch nicht einen Mann oder eine Frau missen, und sein Symbol ist das Leben und nicht der Tod. Allerdings muß zugestanden werden, daß eine Armee aus vielen bunten Re-

gimentern und allen möglichen Waffengattungen zusammengesetzt sei und wo es schon aufs Werben ankommt, da darf man nicht wählerisch sein, da heißt es: Hilf, was helfen kann!

Zugegeben, aber nicht zugestanden, wir wären bereits auf diesem bedenklichen Standpunkt, so brauchen wir nicht einmal die von so mancher Seite ersehnte und erschmachtete Synode, von der das Heil kommen soll, ja nicht einmal das unbedingt nothwendige Jungisral, um den Damen den traurigen Herzenswunsch zu erfüllen, Kaddisch sagen zu dürfen. Es scheint schon im vorigen Jahrhundert (Kurrein Kaddisch S. 13) ein weit verbreiteter, von rabbinischen Autoritäten gut geheißener Gebrauch gewesen zu sein, daß Frauen und Mädchen das Kaddisch im Hause beim öffentlichen Gottesdienste (Minjan) vortrugen. Was hindert also die Witwen und Waisen auch heutzutage das Kaddisch, das heute auch von den Männern in unseren Gegenden nicht mehr einzeln gesprochen wird, im Chore mitzusprechen? Vielleicht die Kenntnis der hebräischen Sprache? In diesem Falle läge auch gar nichts dagegen vor (siehe ebend.), es in deutscher Uebertragung mitzusprechen. Sollte vielleicht die Empore die Frauen daran hindern? Hindert sie nach dem Grundsatze: „Voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit" die Höhe nicht, die Keduscha und die übrigen heiligen Gebete gleichzeitig mit den Männern zur Himmelshöhe emporzusenden, warum sollte es für Kaddisch anders gelten, zumal ja viele Männer und in manchen Gemeinden alle Leidtragenden von ihren Plätzen das Kaddisch sprechen?

Ist das Maskir Neschomos, die Seelenandacht an den hohen Feiertagen weniger erhebend, weniger anregend? Ist es doch von gleichen Gefühlen, gleichen Ideen getragen und wurde gleich von Anbeginn gleichberechtigt für beide Theile eingerichtet, und hat dennoch bei der Mehrzahl unserer vornehmen und gebildeten Damen keinen größeren Erfolg hervorgerufen, als daß sie an *diesen* Tagen das Gotteshaus besuchen und zumeist *nach Absolvirung* dieses kurzen Pensums auch wieder den Gottesdienst zu verlassen sich beeilen; eine Rückwirkung auf religiöses Leben, Denken und Fühlen ist kaum bemerkbar. — *Todtencultus, todter Cultus!*

Hat nicht die neue Zeit noch mehr Zugeständnisse der Frauenwelt gemacht, und was hat sie erreicht? Die Tempel mit Orgel und gemischtem Chor gestatten der singenden Damenwelt gleichberechtigt mit den Männern aufzutreten, ihre Stimme und ihre Kunst Gott und seinem Dienste zu widmen und den Gottesdienst zu verherrlichen. Zählen wir, wie viel singende, stimmbegabte musikalische Frauen und Mädchen auf dem Chore singen. In der Regel und in den meisten Gemeinden nur

so viel als arme Mädchen bezahlt werden! Doch von der jüdischen Noblesse, die gar nicht prüde ist, an öffentlichen Orten, bei Concerten, Oratorien, in Vereinen und bei Gelegenheiten zu singen — selbstverständlich in nicht ganz jüdischen Kreisen — findet man sehr selten eine Primadonna im Tempelchore. Das dringende Bedürfnis unserer Damenwelt in jüdischer Religion sich gleichberechtigt mit den Männern zu bethätigen, scheint vorderhand noch nicht einmal im Keime vorhanden zu sein.

Es könnte doch nur mit der höchsten Befriedigung und Genugthuung begrüßt werden, wenn die Frauen mit den Männern gleichberechtigt am Singen und Beten theilnehmen, aufmerksam der Predigt und Thoravorlesung folgen und schweigsam mit geziemender weiblicher Würde während des Gottesdienstes sich verhalten würden. Vollkommene Gleichheit an Rechten und Pflichten sollen den Frauen wie den Männern zugestanden werden, aber jeder Versuch, die Gleichheit zu durchbrechen, ein Mehr für sich in Anspruch nehmen zu wollen, um sich bemerkbar zu machen, eine Pose, eine Schaustellung zu versuchen, muß im Vorhinein abgewiesen werden. Wahrheit ist unser Gott, Wahrheit ist unsere Religion und wahr müssen wir bei ihrem Dienste sein! Darum helfen uns auch nicht Schönheitspflästerchen, um die Risse an den Tempelmauern zu verkleben; das wäre nach des Propheten Wort „ein leichtfertiges Heilen der großen Breschen meines Volkes". Um zu heilen alles was bei uns krankt, müssen wir die richtige Erkenntnis, die wahre Diagnose der Krankheit stellen, aber nicht uns mit allerlei kleinlichen Mitteln und Mittelchen über unser wahres Befinden hinwegtäuschen wollen.

Die Judenheit leidet in religiöser Beziehung gegenwärtig an einer starken Herzkrankheit. Das Herz eines jeden Volkes, jeder Gesellschaft, ja der Menschheit bilden die Frauen. Diese verrathen in unserer Religion große Herzschwäche, weil die Religion ihnen überhaupt nicht mehr Herzenssache ist. Während einst die Frauen die Kerntruppen des Judenthumes waren und den Männern in unbezwingbarer, unversiegbarer Liebe mit den rührendsten Beispielen vorangiengen, bilden sie heute das loseste Gefolge, zum Reißaus am ehesten bereit, führen ihre Männer am liebsten am Gotteshause vorbei und selten hinein. In unserer jetzigen schweren Kampfeszeit sind die Frauen unsere unzuverlässigsten Truppen. Es fehlt sicherlich Drill und Erziehung. Wo die besten Cadetten- und Militärschulen, da wird das beste Heer sein. Also sorgen wir für den besten weiblichen Unterricht, und die Mobilisirung des weiblichen Jungisraels wird bald in der wünschenswerten Weise gelingen.

Jungisrael bedarf zunächst der „niederen Höheren-Töchterschulen.“ Die Bezeichnung „niedere“ Höhere-Töchterschulen ist mit Absicht gewählt, sie will einen bestimmten Begriff zur Darstellung bringen. Zunächst soll damit gesagt sein, daß die bislang beliebte und gern benützte „Höhere“ nicht gemeint sei. Unsere Mädchen aus den mittleren Häusern werden fast alle in eine „Höhere“ geschickt, um daselbst eine weitere höhere Ausbildung zu erhalten. Das ist ein Unglück für die Mädchen, für die Männer und das schwerste für die Auferstehung eines weiblichen Jungisraels, für die Zukunft des Judenthums, so daß wenn hier nicht Wandel geschafft wird, hier der archimedische Punkt ist, woher die jüdische Welt aus den Angeln gehoben werden kann. Denn diese „Höhere“, wohin unsere Mädchen geschickt werden, sind meist im Auslande und auch im Inlande christliche Institute. Judenthum, jüdisches Leben, jüdisches Haus ist für die jüdische Jungfrau, für die künftige jüdische Frau tabula rasa, verloren; das Judenthum wird im besten Falle ignorirt, wenn nicht noch Schlimmeres vorkommt. Unsere Zukunftsfrauen werden also statt in's Judenthum hinein, aus dem Judenthum hinaus erzogen.

Dieses Uebel, das vielleicht nicht irreparabel, noch im Hause zu verbessern wäre, hat aber ein weiteres unverbesserliches zur Folge, das speciell im jüdischen Leben zur bedenklichen socialen Frage wird. Die Mädchen werden da nach einer Schnur über ihren Stand hinaus erzogen. Von einer tieferen Geistes- und Herzensbildung dürfte nur in den seltensten Fällen die Rede sein; es ist ein oberflächlicher äußerer Schliff, hohler Gesellschaftston. Die Mädchen werden, auch wenn sie weder Gehör, noch Verständnis, noch Vorliebe für Musik haben, zur Musik bearbeitet, mit Englisch, Französisch ohne dessen Literatur gefüttert, mit Aesthetik, Kunst u. dgl. mehr lackirt, mit Tanz, Gesellschaftabhalten beschäftigt und in schönen gesellschaftlichen Formen, höflichen Redensarten und leerem Phrasenwerk dressirt und die Kunst, Theater, Concert, Gesellschaft und Unterhaltung liebende und suchende Zukunftsdame ist fertig. Für gewisse Stände und Gesellschaftskreise mag solche Erziehung entsprechen; aber nicht für einen gesunden Mittelstand, noch weniger für eine jüdische Familie. Man muß sich wahrlich zu dem Lapidar-Satze versteigen: Die häuslichen, anspruchslosen, arbeitsamen, nur dem Haus und der Familie lebenden und gehörenden Frauen sind auf dem Aussterbeetat oder bereits ausgestorben! Diese Institutspflanzen haben wenig Sinn für Haus, noch weniger für Arbeit im Haus, diese beleben die Theater und Bälle im Winter, die Sommerfrischen und Bäder im Sommer, und das Judenthum — das kommt

in der „Höhern" nicht auf den Lectionskatalog und ist auf Wunsch des Mannes oder der Eltern nur noch ein Aschenbrödel im Hause.

Daß ein gesunder Mittelstand sein Haus nicht auf eine solche wacklige Grundlage stellen kann, wird und muß jeder richtig Denkende einsehen. Die „höheren Töchter" sind auf das mittlere Haus gar nicht eingedrillt, nur auf das höhere, und aus diesen Gründen müssen auch von den Eltern höhere Bräutigame angeschafft werden, und diese sind in wohlweislicher Berechnung nicht billig zu haben. Der Hausstand ist unter gegenwärtigen Verhältnissen ein ziemliches kostspieliges Ding. Die große Wohnung um die stilgerechten Möbel unterzubringen, und die große Dienerschaft, um das viel Ueberflüssige in Ordnung zu halten, die schwache Arbeitslust der jungen Damen, die starke Vergnügungs- und Genußsucht, die schönen Moden und das geringe Verständnis für Hauswirthschaft und Häuslichkeit, welche jede junge Frau den schonungslosen Händen der vielen noch weniger tauglichen Dienstboten preisgibt, stellt hohe Ansprüche an den Säckel des Mannes, das will schwer verdient sein, wenn es nicht die hohe Mitgift der Gattin herbeigeschafft hat. Schon im Talmud heißt es, nur eine Frau, die sehr viel Geld dem Gatten ins Haus gebracht hat, darf sich der ihr zukommenden häuslichen Arbeiten entziehen.

Dieser ungesunde und unhaltbare Zustand ist von schlimmen sozialen Mißständen begleitet. Zunächst werden die Heirathen immer seltener. Die Männer überlegen es sich lange, die undankbare Arbeit für ein so hohes Haus-Budget auf sich zu nehmen; kommen dann, wenn die Jahre der Ueberlegung vorüber, ganz abgelebt in die Ehe, der Reiz des Familienlebens hat nichts Bestechendes mehr für sie, es ist Vernunft-Geschäftsheirath, der Thermometer des schönen innigen Familienlebens sinkt immer tiefer, dazu das französische System, der Haß des Kindersegens, weil dieser einerseits auch unter obwaltenden Umständen zu kostspielig, andererseits für die Frau in der gewohnten Lebensweise zu störend ist. So war's ehedem in den höhern, nicht in den mittleren Ständen. Der Mittelstand muß aber unter solchen Umständen bald verschwinden. Es wird nur sehr Reiche und Proletarier — aber nicht in des Wortes eigentlichem Sinne — geben und das ist die *soziale Frage in unserer Mitte.*

Der Mittelstand ist die Kerntruppe. Die Reichen wollen vom Judenthume gewöhnlich nichts oder nicht viel wissen, die Armen nur insoferne, als es sie unterstützt. Der Mittelstand ist der gesunde, nützliche und kräftig schaffende Körper; den muß sich Jungisrael erhalten, wenn es auf eine Zukunft bedacht ist. Diese hängt wieder von den

Frauen ab. Wie der junge Freistaat Rom zunächst auf Frauen als erste Eroberung bedacht war, so muß Jungisrael an seine bessere Hälfte für sein Fortkommen denken. Jungisraels Frauen sollen weniger hohe Ansprüche an's Leben machen, mehr ans Haus als an die Außenwelt, mehr an die innere Befriedigung als an die äußern Freuden denken, mehr für die häuslichen als für die Gesellschaftspflichten thätig sein, mehr für Israel als für die Internationale leben und fühlen, und die alte jüdische Frau mit allen ihren Tugenden und Vorzügen, mit ihrer wahren innigen Liebe zu Gott und Religion, zu Haus, Gatten und Kindern, mit ihrer unverdrossenen Arbeitslust, mit ihrem Gefühl der Gleichberechtigung mit dem Manne im Schaffen und Wirken für's Haus, für's Leben, für Gott und Religion nach neuer Façon zurückconstruiren. Dazu soll die „niedere, höhere Töchterschule“ dienen.

Die niedere höhere Töchterschule muß vor allem eine jüdische sein! Die Leiterin und Lehrerinnen sollen Jüdinnen sein, das will sagen, nicht etwa Lehrerinnen jüdischer Abstammung mit dem ganzen oder noch mehr Gethue, dem hohlen Formenwesen, der nichtssagenden Phraseologie und der äußern Lackirung, wie das in den übrigen „Höhern“ gang und gäbe ist, sondern Lehrerinnen mit jüdischem Herzen und Gemüthe, mit Liebe zum Judenthum und wahren Verständnis dafür und Vertreterinnen der schönen jüdischen Häuslichkeit und des einigen jüdischen Familienlebens. Das sollen Missionärinnen des weiblichen Jungisraels sein. Allerdings entsteht die Frage: Woher solche jüdische Lehrerinnen holen? Das sind Muster nach Fanny Neuda's Zuschnitt, diese Saat gedeiht vor der Hand in Oesterreich nicht, ist auch nicht gesäet, da haben wir Brachfeld. Holt man für devastirte Weinberge fremde Reben, könnte man auch für den Anfang von wo immer Vertreterinnen dieser Ideen kommen lassen. Diese sollen die Töchter zu nichts anderem bilden oder verbilden, als zu dem, was ihre Bestimmung, ihr Haus und ihre Zeit von ihnen verlangt. Sie sollen Frauen „für's Haus“ und nicht für die Gasse sein. Sie sollen ein tiefes Verständnis für ihre Aufgaben und Pflichten als Hausfrauen, Gattinnen und Mütter haben, die nöthige Bildung dazu besitzen. Sie mögen Haushaltungskunde, Hauswirthschaftsökonomie, Nährwerth der Nahrungsmittel, Erziehungslehre verstehen und mögen alles auch praktisch anzuwenden imstande sein. Was aber am richtigsten ist: Die Mädchen sollen verstehen, mit einem Jahreseinkommen von 1200 fl. bis 2000 fl. allen Bedürfnissen eines einfachen, soliden, gebildeten, bürgerlichen Hauses sowohl nach der ökonomischen als nach der ästhetischen Seite hin vollkommen gerecht zu

werden. Sie sollen das Haus vom höheren Gesichtspunkte leiten, aber nicht selbst von jedem Dienstboten an der Nase herumgeführt werden. Sprachenkenntnisse des Französischen und Englischen, die gewöhnlich nicht so weit erworben werden, daß man in deren Literatur wirklich geistige Nahrung und Unterhaltung finden könnte und die für die gewöhnlichen bürgerlichen Kreise ganz überflüssig sind, könnten ebenso wie Musikunterricht für Nichtbegabte ganz wegbleiben, dafür aber sollte durch die heimische Literatur und Geschichte eine gediegene Geistes- und Herzensbildung, nicht oberflächliches ästhetisirendes und literaturgeschichtliches Gewäsche erzielt werden. Dazu müßte noch eine gründliche jüdische Bildung, die Pflege jüdischen Wesens, das Leben im jüdischen Hause die Ergänzung bilden. Die jüdische niedere „höhere Töchterschule" soll nichts anderes als das Leben im Zukunftshause Jungisraels darstellen. Da wird Geist und Herz, Seele und Gemüth an der richtigen Lectüre der Bibel erwärmt. Durch diese werden die Mädchen wieder etwas idealen Sinn, Liebe zur Einfachheit, zum natürlichen Leben gewinnen und unbemerkt religiöses Empfinden in sich aufnehmen. Ein gediegener, diesem Alter entsprechender Religionsunterricht soll ihnen die ewigen Wahrheiten des Judenthums als unveräußerliches Eigenthum, als Erbe Israels darthun, und eine ausreichende Kenntnis der Geschichte und Literatur sie mit den geistigen Schätzen ihres Volkes vertraut machen und ihnen berechtigten Stolz darauf und Selbstbewußtsein einflößen, daß sie ebenbürtig dem männlichen Jungisrael an die Seite und gemeinsam mit ihm unverzagt ins Leben hinaustreten und sich gemeinsam bewähren.

Zur allgemeinen Frauen-Mobilisirung für Jungisrael genügt es darum nicht, wenn etwa eine einzige solche Töchterschule in Prag gegründet würde. Hier in der Hauptstadt wäre auch am wenigsten der geeignete Ort dazu. In den größeren mittleren Städten wie Budweis, Pilsen, Saaz, Teplitz, Tabor, Reichenberg, Komotau, Leipa, Kolin, Klattau, Pisek und Nachod etwa wären solche zu errichten, damit die Großstadt den einfachen Sinn der Mädchen nicht ablenke und damit andererseits durch die gesünderen Lebensbedingungen in der Kleinstadt die kräftige Körperentwicklung der Mädchen gefördert werde. Jungisrael will auch kein schwächliches nervenüberreiztes Geschlecht, sondern einen starken gesunden Körper für einen gesunden, kräftigen, jüdischen Geist! Auch die Kosten sollen die mittlere Leistungsfähigkeit nicht überschreiten, damit die Eltern ihre Töchter ohne übergroße Lasten nach dieser Richtung fortbilden lassen.

Nun wäre die Mobilisirung völlig fertig und ganz schön ersonnen, aber auf dem Papiere und könnte für die Praxis fast denselben Werth und denselben Erfolg haben, wie die Kriegsbereitschaft in manchen Staaten im Augenblicke, als sie die Probe bestehen sollte; denn das Vorurtheil der jüdischen Schule, des jüdischen Institutes ist bei den sehr modernen Eltern und den noch moderneren Müttern nicht in Rechnung gebracht, und da könnte die eine Post nicht stimmen. Da thut wirklich ein Auskunftsmittel noth. Zeitungsartikel, Brochüren, Flugblätter helfen da nur wenig, denn unsere geschäftlichen wie geschäftslosen Glaubensgenossen lesen nicht gerne, überhaupt Dinge jüdischen Inhaltes und solches, das sich mit ihnen beschäftigt. Da könnte das lebendige Wort, die rührige Agitation schon mehr bewirken, wir brauchen nicht eine — sondern viele Synoden, aber nicht etwa von Rabbinern und Gemeindevorstehern, dabei dürfte nicht viel herauskommen, vielmehr aber bei einer Synode von allen Männern und Frauen der Gemeinden, bei Meetings und Versammlungen, bei welchen eingehend die verfehlte weibliche Erziehung und die daher dem Judenthume und der Judenheit drohende Gefahr besprochen, erörtert und behandelt würde. Mit dieser Mädchenerziehung kann es nicht so fortgehen; ein anderer, ein jüdischer Geist muß unsere Mädchen, Jungfrauen und junge Frauen beseelen und dazu muß eine Aenderung der .Erziehungsmethode, der Lectüre, der Vergnügungen und Beschäftigungen der Mädchen und Frauen eintreten. Erst wenn die Frauen-Mobilisirung Jungisraels gelungen, wenn alle Mannen und Frauen am Bord, dann steuert das Schifflein Israels am Weltmeere ruhig und sicher, und dann erst wird die Fahrt nach „Zukunfts-Israel" Aussicht auf sicheres Gelingen haben. Also Männer und Frauen, Familien und Gemeinden auf zur Frauen-Mobilisirung für Jungisrael!

# Ankläger und Vertheidiger des Talmud.

Von Dr. Hermann Goitein, Rabbiner in Nachod.

## III.

Wir wenden uns nunmehr nach einem anderen Schauplatze, nach Deutschland, wo der Streit um den Talmud von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung werden sollte. „Man darf kühn behaupten, schreibt Grätz (Gesch. der Juden Bd. IX., S. 75), daß der Streit für und wider den Talmud das Bewußtsein der Deutschen wachge-

rufen und vor Allem eine öffentliche Meinung geschaffen hat, ohne welche die Reformation, wie so viele andere Versuche, in ihrer Geburtsstunde gestorben, ja gar nicht zur Geburt gelangt wäre. Ein geringfügiges Gerölle hat einen erschütternden Lawinensturz herbeigeführt." Wieder war es ein getaufter Jude, aber einer der boshaftesten und gemeinsten, die es je gegeben, Johannes Pfefferkorn, der gegen den Talmud als Ankläger auftrat; aber zum erstenmale sah die Welt das seltsame Schauspiel, daß ein Nichtjude, und zwar ein gläubiger Katholik, der gefeierte Humanist Johann Reuchlin, das vielgeschmähte Werk in Schutz nahm und für dasselbe in die Schranken trat. So interessant es nun wäre, diesen denkwürdigen Talmudstreit in seinen Einzelheiten näher darzustellen, so gestattet der enge Rahmen eines Vortrags doch nur auf dessen Hauptmomente einzugehen.

Pfefferkorn, wegen eines Diebstahls aus seiner mährischen Heimat entflohen, nahm in Köln die Taufe an, wo die finsteren Dominikaner mit dem rücksichtslosen Ketzermeister Jacob von Hochstraten an der Spitze in ihm bald ein brauchbares Werkzeug für ihre Pläne erkannten, weshalb sie ihm viel Wohlwollen zeigten und ihm den Posten eines Spitalaufsehers und Salzmessers verschafften. Im Vereine mit Pfefferkorn gedachten die Dominikaner, die Confiscirung der rabbinischen Schriften durchzusetzen, um sie dem Scheiterhaufen zu übergeben oder, wie man sich damals zuraunte, um von den Juden, die für ihre Heiligthümer Alles opfern würden, möglichst viel Geld zu erpressen. Das Vorpostengefecht wurde mit vier judenfeindlichen Schriften eröffnet, welche zwischen den Jahren 1507 und 1509 unter dem Namen Pfefferkorns erschienen und zunächst den Zweck hatten, die öffentliche Meinung gegen die Juden einzunehmen und ihre Aufmerksamkeit insbesondere auf die angebliche Gefährlichkeit des talmudischen Schriftthums zu lenken. Um jedoch rascher zum Ziele zu gelangen, reiste Pfefferkorn direkt zum deutschen Kaiser Maximilian, nachdem er mit Hilfe der Dominikaner von dessen Schwester, der frommen Aebtissin Kunigunde, ein warmes Empfehlungsschreiben erhalten hatte. Er wußte vom Kaiser im August 1509 die Vollmacht zu erwirken, die jüdischen Schriften im ganzen deutschen Reiche untersuchen zu dürfen und Alle solche, deren Inhalt gegen das Christenthum gerichtet wären, zu vernichten. Triumphirend kehrte der Täufling nach Deutschland zurück, ließ in Frankfurt a. M., der damaligen größten Gemeinde Deutschlands, die Juden in der Synagoge versammeln, verkündete ihnen den Befehl des Kaisers und forderte sie auf, ihre Schriften ihm auszuliefern. Die Juden protestirten dagegen, wandten sich mit Hilfe einsichtsvoller Christen an den Kaiser und machten geltend, daß

ihnen durch alte Privilegien ihre Religionsfreiheit, wozu auch das Lesen des Talmud gehöre, gewährleistet sei, und daß Pfefferkorn auch solche Bücher confiscirt habe, die gar nichts Verfängliches enthielten. Auch der Mainzer Erzbischof nahm sich der Juden an; in einer mündlichen Unterredung bedeutete er Pfefferkorn, daß sein Mandat vom Kaiser einen Formfehler enthalte und gab ihm den Rath, die Einsetzung einer gelehrten Commission vom Kaiser zu erwirken, welche den Talmud zunächst untersuchen sollte. Bei dieser Unterredung tauchte zum erstenmale der Name Reuchlins auf, der in Deutschland fast der einzige Christ war, der das Hebräische gründlich kannte und dessen Gutachten durchaus maßgebend sein mußte. Wenn dieser Mann, so dachten Pfefferkorn und seine Beschützer, der vermöge seiner Gelehrsamkeit, seiner Stellung und seines Charakters die größte Autorität in Deutschland besaß, den Talmud verurtheilen würde, woran sie keinen Augenblick zweifelten, so hätten sie damit glücklich ihr Ziel erreicht. Zum zweitenmale reiste der geschäftige Apostat zum Kaiser, um ein neues Mandat zur Untersuchung des Talmud von ihm zu erlangen. Nach längerem Zögern richtete der Kaiser einen Erlaß an den Erzbischof von Mainz, daß dieser von den deutschen Universitäten und in erster Reihe von Reuchlin ein Gutachten über das hebräische Schriftthum einfordere. — Johannes Reuchlin war durchaus kein Freund der Juden; aber er hegte eine geradezu schwärmerische Liebe für die hebräische Sprache und Litteratur, seitdem er zuerst von dem kaiserlichen Leibarzte und jüdischen Ritter Jacob Loans in dieselbe eingeführt worden war. Diese Liebe wurde noch gesteigert, als er in Italien die Bekanntschaft des gelehrten Grafen Pico v. Mirandola, des „Wunderjünglings seiner Zeit", gemacht hatte. Dieser Graf schwärmte förmlich für die jüdische Mystik, für die Kabbala, und hatte unter den Thesen, die er gegen alle Gelehrten Europas vertheidigen wollte, auch die These aufgestellt, „daß keine Wissenschaft über die Gottheit Jesu mehr Gewißheit gebe, als die Magie und die Kabbala." Auch Reuchlin war von dieser Ueberzeugung erfüllt, die bei der Dunkelheit und Vieldeutigkeit des mystischen Schriftthums immerhin begreiflich erscheint, und so vertiefte er sich immer mehr in die jüdische Litteratur überhaupt, als deren Vertheidiger er nunmehr mit dem ganzen Aufgebote seines Geistes auftrat. Reuchlins Gutachten besagte in Kürze folgendes: Die jüdischen Schriften dürfen nicht als eine gleichartige Litteratur in Bausch und Bogen behandelt werden; vielmehr müsse man darin verschiedene Klassen streng unterscheiden. Unter der Klasse: Poesie, Fabeln, Satyren, mag es vielleicht manche Schmähschriften gegen das Christenthum geben; diese aber würden nach der Versicherung der Juden von ihnen nicht

gelesen und müßten allenfalls, wenn sie sich vorfänden, ohne Weiteres verbrannt werden. Die Klasse der Bibelcommentarien dagegen, wie die von Raschi, Ibn Esra, Nachmanides und Gersonides, seien für die christliche Theologie geradezu unentbehrlich. Das Beste, was christliche Gelehrte über das A. T. geschrieben, stamme von Juden, und wenn man z. B. aus den Schriften des berühmten Exegeten Nikolaus v. Lyra die Bestandtheile ausscheiden wollte, die er von Raschi entlehnt, so würden von jenen nur wenige Blätter übrig bleiben. Mit der Vertheidigung der kabbalistischen Schriften hatte Reuchlin leichtes Spiel; er brauchte sich nur auf Pico v. Mirandola, auf den Papst Alexander IV., sowie auf Sixtus IV. zu berufen, um darzuthun, daß diese sogar von großem Nutzen für das Christenthum sein können. Was nun den Talmud selbst betrifft, so gesteht Reuchlin so viel wie gar nichts davon zu verstehen; er kenne aber Manche, welche auch kein Wort vom Talmud verstünden und ihn dennoch verdammten. Reuchlin bemüht sich augenscheinlich, mehr oder weniger einleuchtende Gründe für die Erhaltung des Talmud beizubringen, und schließt sein Gutachten mit dem Resultate: Man solle den Juden keineswegs ihre Schriften nehmen oder gar verbrennen, vielmehr an jeder Universität zwei Professoren der hebräischen Sprache anstellen, welche auch die rabbinische Litteratur zu lehren hätten; dann könnten die Juden auf sanftem Wege allmälig zum Christenthum bekehrt werden.

Das Gutachten wirkte auf den Kaiser so überzeugend, daß er die noch zurückgehaltenen jüdischen Schriften ihren Eigenthümern zurückzugeben befahl. Pfefferkorn und seine Hintermänner erhielten aber durch einen Vertrauensbruch von dem Inhalte des Gutachtens Kenntniß, bevor es noch in die Hände des Kaisers kam, und verfaßten unter dem Namen „Handspiegel" eine Schmähschrift voll giftiger Angriffe auf die Juden und auf Reuchlin, den sie geradezu beschuldigten, daß er von den Juden bestochen worden sei. Aber durch diesen Uebereifer hatten die Kölner Finsterlinge ihre Sache nur verdorben. Die Freunde Reuchlings waren empört über die Frechheit des Täuflings, und auch der Kaiser äußerte seinen Unwillen über die Schmähschrift gegen den hochgefeierten Mann. Reuchlin selbst blieb ihnen die Antwort nicht schuldig und veröffentlichte 1511 seinen berühmt gewordenen „Augenspiegel", in welchem er die ganze Gemeinheit Pfefferkorns und seiner Beschützer, aber auch, ohne es zu wollen, die Blößen der damaligen Kirche schonungslos aufdeckte. Diese Schrift trug den Talmudstreit in die weitesten Volkskreise, erzeugte eine Flut von Gegenschriften von Seiten der erbitterten Dominikaner und beschwor einen Kampf herauf, aus dem

Reuchlin und der Talmud zuletzt als Sieger hervorgingen. Obwohl die Dominikaner alle Hebel in Bewegung setzten, um Reuchlins Schrift zu vernichten und ihn selbst der Ketzerei zu beschuldigen, obgleich sie den Kaiser zu bestimmen wußten, den Augenspiegel zu verdammen, so waren sie doch ohnmächtig gegenüber der gesammten öffentlichen Meinung, welche von den Humanisten durch zahlreiche Flugschriften für Reuchlin gewonnen wurde. In Prosa und in Versen wurde Reuchlin von der Humanistenschaar, Ullrich von Hutten an ihrer Spitze, verherrlicht; die Dominikaner erlitten Niederlage auf Niederlage, so daß sie sich zuletzt gezwungen sahen, den ganzen Streit vor den Papst zu bringen. Während aber in Rom durch mannigfache Ränke und Einflüsse die Streitsache in die Länge gezogen wurde und lange Zeit unentschieden blieb, führten die Humanisten einen Schlag gegen die Kölner Finsterlinge, von dem sie sich nicht mehr erholen sollten. Im Jahre 1515 erschienen die berühmten „Dunkelmännerbriefe", welche in beißender Satyre und derbem deutschen Humor das Leben und Treiben der Dominikanermönche bloßlegten. Die erstaunliche Unwissenheit jener Mönche, ihre plumpe Gemeinheit und Unflätigkeit, ihr schlechtes Latein und ihre noch schlechtere Moral waren in diesen Briefen so witzig und handgreiflich dargestellt, daß sie ein schallendes Gelächter in dem ganzen gebildeten Europa erregten und, wie der ganze Talmudstreit, den Boden vorbereiteten, auf dem zwei Jahre später Martin Luther sein Reformationswerk beginnen konnte. In Rom wurde indessen der Prozeß niedergeschlagen, weil der Papst sich für keine oder beide Parteien zu entscheiden vermochte. Den Talmud aber, anstatt ihn zu verdammen, wünschte der gebildete Papst Leo X. gedruckt zu sehen, und thatsächlich unternahm der christliche Druckereibesitzer Daniel Bomberg 1520 die erste vollständige Ausgabe des babylonischen und einige Jahre später auch die des palästinensischen Talmud, welche der Papst mit schützenden Privilegien versah. Nichtsdestoweniger wurde schon unter dem dritten Nachfolger Leo's, unter Julius III., der Talmud auf Betreiben einiger getaufter Juden von der strengen römischen Bücher-Inquisition confiscirt und im Jahre 1553 am jüdischen Neujahrsfeste in Rom verbrannt. Als der fanatische Caraffa unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde in Italien neuerdings nach dem Talmud aufs strengste gefahndet, und auch in Prag wurden auf die Anklagen des Täuflings Ascher aus Udine eine Menge jüdischer Schriften, darunter auch die Gebetbücher, confiscirt, so daß die Vorbeter gezwungen waren, in der Synagoge auswendig vorzutragen (1559). Im Jahre 1564 erwirkten die italienischen Juden vom Papste Pius IV., daß er den

Talmud unter der Bedingung wieder freigab, daß der Name Talmud wegbleibe und die anstößigen Stellen von der Censur gestrichen würden.

IV.

Mit dem zunehmenden Interesse für die Alterthumswissenschaft und der Ausbreitung der Reformation hatte am Beginne des 17. Jahrhunderts auch die Kenntnis der hebräischen Sprache und rabbinischen Litteratur einen bedeutsamen Aufschwung unter den christlichen Gelehrten genommen. Der berühmte Rechtslehrer Hugo Grotius in Holland und der Engländer Johannes Selden, der „König der Philologen" Josef Scaliger in Holland und die beiden Buxtorf in Basel beschäftigten sich auch lebhaft mit der rabbinischen Litteratur und behandelten den Talmud mit einer gewissen Achtung. Am Ende des 17. Jahrhunderts galt es als eine Schande für katholische und protestantische Theologen, im Hebräischen unwissend zu sein, und mit der Werthschätzung der jüdischen Litteratur lernte man allmälig auch das Volk kennen und achten, aus dem solche Geistesschätze hervorgegangen. Von Juden war es der vielseitige Gelehrte Manasse ben Israel in Amsterdam, der durch zahlreiche Schriften und seine ausgedehnte Correspondenz mit christlichen Gelehrten manche Vorurtheile gegen seine Religion und seinen Stamm zerstreute, während unter den Christen der katholische Bibelkritiker Richard Simon in Paris viel zur Wertschätzung der Juden und ihrer Litteratur beitrug. In seiner „kritischen Geschichte des alten Testaments" (1678) hatte er der rabbinischen Litteratur einen weiten Spielraum gewährt, und da er dieses Werk in französischer Sprache abgefaßt, so wurde durch ihn die gebildete Welt in jene Litteratur noch mehr eingeführt als durch die lateinschreibenden Gelehrten. Er suchte auch mit jüdischen Gelehrten in Verbindung zu treten und nahm sich der Juden in Metz eifrig an, die eines „Ritualmordes" angeklagt waren. Als ein zum Protestantismus übergetretener Jude, Christian Gerson, eine Schrift gegen den Talmud herausgegeben, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts 6 Auflagen erlebte, schrieb Richard Simon in einem seiner Lettres choisies gegen ihn und bemerkte unter Anderem: Gerson habe bloße Wortspiele und rein allegorische Aussprüche im Talmud buchstäblich genommen und dadurch seine Leser vielfach irregeführt. Pfarrer Deckert hat diese Schrift des Protestanten Gerson neuerdings mit Anmerkungen versehen und unter dem Titel „Des jüdischen Talmud Auslegung und Widerlegung" herausgegeben, ohne es zu wissen oder es wissen zu wollen, daß der gut katholische Richard Simon dagegen geschrieben. Auch der Holländer Wil-

helm Surenhuys war von großer Begeisterung für das rabbinische Schriftthum erfüllt. Mit einem seltenen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit übersetzte er die ganze Mischnah mit zwei Commentarien derselben in's Lateinische, und er war dabei von der Ueberzeugung geleitet, daß das in der Mischnah enthaltene mündliche Gesetz seinem wesentlichen Inhalte nach ebenso göttlich sei, wie das geschriebene Bibelwort.

Es konnte aber nicht fehlen, daß die gesteigerte Aufmerksamkeit, welche christliche Gelehrte der jüdischen Litteratur zuwandten, auch manche Unannehmlichkeiten für die Juden im Gefolge hatte; es ist eben nicht Jedermanns Sache, einem solch eigenartigen Schriftthum immer das richtige Verständnis und die erforderliche Objectivität entgegenzubringen. Die Gelehrten Johann Wülfer, Johann Jacob Schudt und Johann Christoph Wagenseil hatten ihre nicht unbedeutenden Kenntnisse in der rabbinischen Litteratur dazu benutzt, um manche Angriffe gegen dieselbe zu richten, obschon sie alle, und der Letztere in einer besonderen Schrift, die entsetzliche Blutbeschuldigung gegen die Juden auf das Entschiedenste zurückwiesen. Am meisten aber hat sich hervorgethan der protestantische Professor Johann Andreas Eisenmenger durch sein berüchtigtes, giftgeschwollenes Werk „Entdecktes Judenthum", das er i. J. 1700 drucken ließ und in dem er nicht bloß alle angeblich christenfeindlichen Stellen aus der jüdischen Litteratur zusammentrug, sondern auch die entsetzlichsten Lügen, die jemals von dem Fanatismus den Juden aufgebürdet wurden, als unumstößliche Thatsachen hinstellte. Das blutrünstige Werk schien ganz dazu angethan, die Wiederholung früherer Judenmetzeleien hervorzurufen, und war es nur eine gerechte Nothwehr, wenn einige Juden in Frankfurt a. M., welche von dem gefahrdrohenden Buche Kenntnis erhielten, die Verbreitung desselben mit allen Mitteln zu verhindern suchten. Zu diesem Zwecke setzten sie sich mit dem einflußreichen Hofjuden Samuel Oppenheim in Wien in Verbindung, der beim Hofe geltend machte, daß die Veröffentlichung eines solchen Buches höchst wahrscheinlich zu Mord und Todtschlag wider die Juden reizen würde. In der That wußte er es beim Kaiser Leopold I. durchzusetzen, daß die Confiscirung des Buches anbefohlen und fast die ganze Auflage in Frankfurt a. M. unter Schloß und Riegel gelegt wurde. Nach dem Tode Eisenmengers nahm sich König Friedrich I. von Preußen des Werkes an, und mit seiner Genehmigung wurde in Königsberg, wo die kaiserliche Censur keine Macht hatte, eine zweite Auflage desselben veranstaltet. Für den Augenblick hatte das Buch nicht die schlimmen Folgen, welche die Juden davon

befürchtet. In der Zukunft aber erwies es sich als ein reiches Arsenal für übelwollende und gedankenlose Gegner des Judenthums, und es ist eine bekannte Thatsache, daß Professor August Rohling z. B. seinen ganzen „Talmudjuden" erwiesenermaßen aus dem Werke Eisenmengers zusammengeschrieben.

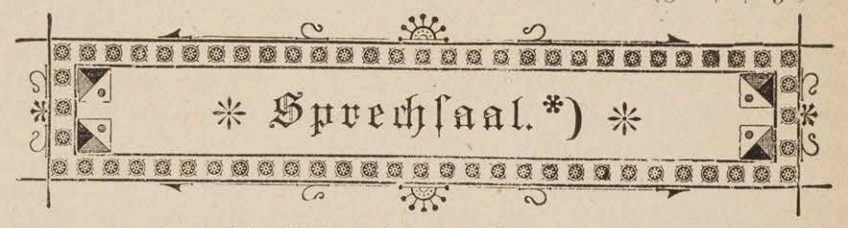
Die Polemik, welche Prof. Strack auf Seite 95 seiner bekannten Schrift „Der Blutaberglaube in der Menschheit" gegen Rohling's Verhalten in der „Blutbeschuldigung" eröffnet, leitet er mit folgendem Satze ein: „Nur mit Widerwillen, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, beschäftige ich mich jetzt mit einer Persönlichkeit, welche in der wissenschaftlichen Welt seit langen Jahren nur mit Verachtung genannt wird und deren Verhalten in erster Linie vom Strafrichter, theilweise vielleicht auch — das füge ich hinzu, indem ich nach mildernden Umständen suche — vom Irrenarzt zu untersuchen wäre." Wenn also zu sprechen ein christlich-conservativer Theologe sich genöthigt sieht, so wird man es begreiflich finden, wenn der jüdische Theologe erklärt, daß es ihn ungeheure Ueberwindung kostet, sich ernstlich und objectiv mit einem Manne zu beschäftigen, den christliche Gelehrte wie der genannte Prof. Strack, Prof. Franz Delitzsch, Dr. Siegfried-Jena u. A. öffentlich des angebotenen Meineides, grober Lügen und Fälschungen bezichtigten, mit einem Manne, bei dem man unschlüssig ist, ob man mehr seine schimpfliche Unwissenheit oder seine infernalische Böswilligkeit anstaunen soll, und dessen ganzes Verhalten in der „Judenfrage" während der letzten fünfzehn Jahre sich lediglich erklären läßt durch eine abnormale, nach Judenblut förmlich lechzende, Gemüthsverfassung. Der Vollständigkeit halber müssen wir jedoch dem durch Rohling angeregten Talmudstreite eine kurze Darstellung widmen.

Rohlings „Talmudjude" erschien zuerst im Jahre 1871, erlebte mehrere Auflagen und rief mehrere Gegenschriften hervor, von denen ich nur nenne: Dr. Kroner, „Entstelltes, Unwahres und Erfundenes in dem Talmudjuden . . . Rohling's," Münster 1871 und Josef Nobel, „Kritisches Richtschwert für Rohling's Talmudjude", Halberstadt 1881. Die bedeutendste und bekannteste Gegenschrift ist die von Professor Dr. Franz Delitzsch, „Rohlings Talmudjude" Leipzig 1881, welche in einem Jahre sieben Auflagen erlebte. Professor Delitzsch, der ausgezeichnete Hebraist und Exeget alttestamentlicher Schriften, hatte sich schon frühzeitig mit der rabbinischen Litteratur gründlich beschäftigt und gehörte zu den wenigen christlichen Theologen unserer Zeit, die es auch im Talmudischen zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Voll tiefer und wahrhafter Gläubigkeit brachte Delitzsch eine herzliche Liebe dem

Volke entgegen, aus dem sein Heiland und die Apostel hervorgegangen, und von einem echten wissenschaftlichen Wahrheitsstreben erfüllt, war er imstande, auch an der späteren jüdischen Litteratur einen gerechten Maßstab der Beurtheilung anzulegen. So fühlte er sich berufen, zur Vertheidigung des Talmud seine genannte Schrift zu verfassen, in der er Rohling der schmählichsten Unwissenheit, und theils unbewußter, theils bewußter Entstellungen und Fälschungen überführt. Zunächst geht aus seinen Darlegungen hervor, daß Rohling seinen „Talmudjuden" fast ganz aus Eisenmenger abgeschrieben, nur daß er diesen noch überbietet, indem er in seinen, keineswegs aus den Quellen geschöpften und lediglich auf die Blendung der Leser berechneten Talmudcitaten nur die gerade zu seinem Zwecke passenden Worte ohne jede Rücksicht auf den Zusammenhang anführt. Hier nur ein kleines Beispiel für die Flüchtigkeit Rohling's bei seinem Abschreiben des Eisenmenger. Im Tractat Baba Bathra 73 erzählt ein Rabbi einige merkwürdige Reiseabenteuer, die nichts Anderes sind als eigenartige Allegorien, deren Deutung den Scharfsinn der Homiletiker von jeher lebhaft beschäftigt hat. Um nun den Talmud lächerlich zu machen, führt Eisenmenger diese Erzählungen in ihrer krassen Buchstäblichkeit an, unter denen sich auch die folgende befindet: „Rabbah erzählt, ich sah einst einen Frosch, der die Größe eines Städtchens hatte. Da kam ein Seeungeheuer und verschlang den Frosch, worauf Puschkanza, d. h. ein weiblicher Rabe kam, der das Seeungeheuer verzehrte." Eisenmenger übersetzt nun ganz richtig „da kam eine Rabin und biß der Schlange den Kopf ab." Rohling aber hat Eisenmengers Rabin für einen — Rabbiner angesehen und schreibt gemüthlich „da kam ein Rabbiner und biß der Schlange den Kopf ab." Dann aber weist Delitzsch überzeugend nach, daß in denjenigen Talmudstellen, aus denen Rohling die Gehässigkeit der Rabbiner gegen alle Nichtjuden deduciren will, lediglich von Götzendienern oder vom altrömischen Reiche oder endlich von abtrünnigen Juden die Rede sei, keineswegs aber von denjenigen Nichtjuden, welche, wie die Christen und Mohamedaner, nach den Grundzügen des biblischen Sittengesetzes leben. Gegen diese sei der Talmud (was er aus mehreren Stellen belegt) im Allgemeinen viel toleranter und humaner, als es z. B. die mittelalterliche Kirche gegen Andersgläubige war.

Obschon es Rohling mit seinen Publikationen nicht sowohl auf die wissenschaftliche Welt, als vielmehr auf die urtheilslose Masse abgesehen, bei der ja „immer etwas hängen bleibt", sah er sich doch veranlaßt, auf Delitzsch zu antworten in einer Schrift „Franz Delitzsch und die Judenfrage". Mit wie wenig Wissenschaftlichkeit und Wahr-

heitsliebe er dies gethan, hat Delitzsch bald darauf in der 7. Auflage seiner genannten Schrift gezeigt. Rohling fand es nun an der Zeit, einen für seine Zwecke geeigneteren Weg zu betreten, und seine Enthüllungen durch die periodische Presse zu verbreiten, wozu er das früher in Wien erschienene Blatt die „Tribüne" wählte. In diesem Blatte erschienen die Artikel, welche dann gesammelt das Buch „Meine Antworten an die Rabbiner" Prag 1883 bildeten. In dieser Schrift wird auch zuerst der „rituelle Christenmord" breit behandelt, obschon er noch die Gnade hat, zu erklären, daß von dem Blutrituale „im Talmud nichts Näheres steht." Da kam der berühmte Prozeß von Tißa-Eßlar, auf dessen Ausgang ganz Europa mit Spannung blickte und der Rohling die beste Gelegenheit darbot, seine rabbinischen Kenntnisse auch praktisch zu verwerthen. Der Convertit Justus Brimanns hatte Rohling auf auf eine Stelle in einer obscuren kabbalistischen Schrift und auf eine solche im Sohar, dem Hauptwerke der Kabbalah, aufmerksam gemacht und diese im Sinne des „Ritualmordes" gedeutet, eine Deutung, die bei näherer Betrachtung der betreffenden Stellen durchaus den Anschein gewinnt, als ob Brimanns den Rohling hätte dupieren wollen, um die bodenlose Unwissenheit des k. k. Universitätsprofessors vor aller Welt zu dokumentiren. Rohling aber beeilte sich sofort, seine neueste Entdeckung an den Mann zu bringen, indem er im Juni 1883 an einen der Hauptacteure des genannten Prozesses schrieb und zugleich vor dem Prager Gerichte erklärte, nöthigenfalls einen Eid darüber zu leisten, daß nach jenen Stellen „das Vergießen des Blutes einer nichtjüdischen Jungfrau für die Juden eine überaus heilige Handlung sei. . . . ." (Forts. folgt.)




Israelitische Cultus-Gemeinde Smichow.

NE. 286. Smichow, 26. Juli 1896.

Euer Ehrwürden!

Der heute zu einer Sitzung vollzählig versammelte Vorstand der isr. Cultusgemeinde in Smichow erlaubt sich zu den von Euer Ehrwürden im II. Jahrgange der jüdischen Chronik Nr. 6 unter dem Titel „Innere Mission" und dem III. Jahrgange Nr. 2 unter dem Titel „Der zurückgelegte Weg" veröffentlichte Artikel über einstimmig gefaßten und protokollirten Beschluß seine vollste Anerkennung und Zu-

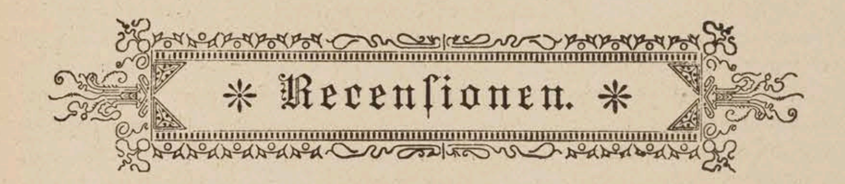
stimmung mit der ergebenen Bitte auszusprechen, Eure Ehrwürden mögen unbeirrt und unverdrossen die für das Erstarken und Aufblühen, ja für den weiteren Bestand des Judenthums so nothwendigen reorganisatorischen Anregungen, die eine jede fortschrittliche Gemeinde mit einer wahren Begeisterung erfüllen müssen, so lange fortsetzen, bis dieselben faßbare Formen angenommen und endlich auch zur That geworden sind.

Indem der Vorstand sich voll und ganz mit Ihren, auf Grundlage des wahren Judenthums basirenden Principien, einverstanden erklärt, ist er gerne bereit, die von Euer Ehrwürden angeregte ad hoc etwa einzuberufende Synode gleichgesinnter Gemeinden, zu beschicken und wird den in dieser gefaßten Beschlüssen in seiner Gemeinde Eingang zu verschaffen, ernstlich bestrebt sein.

Genehmigen Euer Ehrwürden den Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung und Werthschätzung, mit welcher zeichnet für den Vorsteher der israelitischen Cultusgemeinde in Smichow

Ludwig Soika.

Ehrwürden Herrn Rabbiner Dr. J. Ziegler in Karlsbad.




**Maybaum S. Dr. Rabbiner, Methodik des jüdischen Religionsunterrichtes.** Breslau, 1896, W. Koebner, 126 S.

Ein Buch von Maybaum ist immer eine erfreuliche Gabe des jüdisch-litterarischen Büchermarktes. Unter dem Wust dickleibiger, aber enggeistiger Gelehrsamkeit, die da von Zeit zu Zeit aufgestappelt wird, ragt das Maybaum'sche Buch wie ein Baum aus dem umgebendem Schutt hervor, mit geradem, kräftigem Wuchs, mit Zweigen voll saftiger Früchte, mit herrlichem, schattigem Laub. Aus Maybaum's Arbeiten weht uns allemal der frische Hauch der Gegenwart entgegen, zuweilen ja auch der uns anfröstelnde eines neuen Morgens in der keimenden Entwickelung des Judenthums. Aber man wird aus allen bangen Zweifeln, ob die neue Entwickelung nicht eine Selbstzersetzung des Judenthums bedeuten wird, ordentlich aufgerüttelt, liest man bei Maybaum, mit welcher Kraft des Glaubens und Hoffens auch das neue Judenthum seinen beredtesten Wortführer erfüllt. Ein Theil von dieser Kraft muß, denk ich mir, auch in jenen Leser überströmen, der mehr Glauben hat an die Unverwüstlichkeit und Dauerhaftigkeit des alten Judenthums. Darin, in der Frische der Gedanken, in der Lebendigkeit der Darstellung, in der Kraft der eigenen Ueberzeugung, liegt der Reiz und der Vorzug dieses Buches von Maybaum. Wer freilich eine in die Tiefe der Druckerschwärze statt zur Höhe der klaren Auffassung anstrebende Gelehrtheit in dem Maybaum'schen Buche sucht, wird sie nicht darin finden. Es ist kein gelehrtes, aber ein durchaus belehrendes Buch. Und es ist vor allem ein Buch, das sich gut liest, das werth ist gelesen, nicht blos gelobt zu werden. Es ist nicht blos der krystallklare Styl,

die aus den starren Buchstaben wie ein Wildbach herausströmende Lebendigkeit der Darstellung, es ist vor allem das Individuale der Ueberzeugung und des Ausdruckes der Ueberzeugung, was dem Buche Maybaum's seinen hohen Reiz verleiht. Aus der Individualität — le styl c'est l'homme même — erklärt sich sein Stil, der gedrückte Predigerton. Der Prediger steckt Maybaum in allen Gliedern, in den Fingerspitzen beim Schriftstellern. Darf der Docent predigen? Eine müssige Frage, die nur ein Kritikaster stellen wird. Wer über religiöse Dinge aus religiöser Ueberzeugung schreibt, dem wird wie durch einen Mechanismus des Empfindens der Schreibtisch in eine Kanzel sich verwandeln — gleich wie das Theater einem Lessing zur Kanzel wurde. Es ist aber die Sprache des Idealismus, die Maybaum redet und schreibt. An und für sich betrachtet hat der Idealismus, namentlich auf religiösem Gebiete, das ja durch und durch ideal ist, immer Recht. Aber im Verhältnis zur Realität der Dinge und Menschen nicht immer. Es ist ein Fehler des Maybaum'schen durchaus idealen Standpunktes, daß das Judenthum mehr als ein Ideal denn als eine geschichtliche Realität betrachtet und behandelt wird. Religion als reine Abstraktion, als ethischen Idealismus gibt es ebenso wenig wie es eine allgemeine Ideal-Blume gibt. Es gibt Rosen und Dornen, Veilchen und Vergißmeinnicht. Ein abstraktes, ideales Judenthum lehren — hieße der Subjectivität Thür und Thor öffnen. Bindend, fesselnd, normativ wäre ein solch ideales, weil durchaus subjectives Judenthum nicht. Es wäre auch unrichtig mit der Krone statt mit der Wurzel anzufangen. Die Krone des Judenthums ist die Idee, die Wurzel die Praxis. Die Anschauung ist das Erste beim Unterricht und bei der Erziehung im Judenthum. Darum werden die Ceremonien immer die Vorschule des Judenthums bleiben müssen. Darauf legt das Maybaum'sche Buch zu wenig Gewicht. Freilich ist es ja das große Dilemma, über das wir heutzutage nicht hinwegkommen: Leben und Lehren stehen in schreiendem Widerspruch. Ich behaupte darum noch lange nicht, daß wir darob die Flinte in's Korn werfen sollen, daß es nur eine Antwort gibt, entweder orthodox fromm oder gar nicht religiös. Das Problem stellt sich für die meisten Lehrer so: Wie muß der Lehrstoff des Judenthums an Religion und Sittlichkeit objectiv den Kindern in den Geist und an's Herz gelegt werden? Und dieses Problem hat Maybaum in seiner Methodik des jüdischen Religionsunterrichtes in einer anregenden und fesselnden Weise nicht gelöst, aber klar und schön dargestellt. Denn erst die Züchtung standhaft frommer, für ihren Glauben opferbereiter neuer Juden nach dem Recept des Maybaum'schen Lehrplanes könnte nach Jahren für die Güte und Stichhaltigkeit der Lösung unseres Problems die Beweiskraft geben. In der Gegenwart zehren wir noch zu stark vom Mark des Alten. Was somit in formeller Hinsicht an dem Maybaum'schen Buche ein blendender Vorzug ist, das Individuelle, das ist in materialer Hinsicht sein Mangel. Das Judenthum, wie es Maybaum gelehrt wissen will, ist nur das, was „die westeuropäischen und amerikanischen Juden" für Judenthum halten. Wenn das Judenthum klar und lebendig in ihnen wirkt, so ist das eben nur die Wirkung einer früher genossenen Erziehung und Gewöhnung durch das positive, ceremonielle Judenthum. Ich halte auch das Hebräische, weil es ein positiver, geschichtlicher Bestandtheil des Judenthums ist, für unerläßlich zur Befruchtung des jüdischen Religionsunterrichtes. Der Umstand allein, den Maybaum betont, daß das Hebräische dennoch das Latein der Synagoge ist, müßte unsere Vorsteher zur radikalsten Gebetbuch-Reform bestimmen. Im Gebrauch der Gebetsprache waren schon unsere Alten Reformer. Gepredigt haben sie in der Landes-

sprache. Aber das Judenthum kennen lernen ohne Hebräisch — Bibel, Mischna, die Poeten und Weisen Israels — geht wohl schwer an, abgesehen davon, daß das Hebräische die geistige Alliance israelite universelle ist. Durchaus subjectiv ist Maybaums theologisches Credo, das, was aus dem Bewußtsein der westeuropäischen und amerikanischen Juden geschwunden ist (also auch bis auf die Feier der drei Tage im Tischri, den Sederabend von dem rein Jüdisch-Religiösen), nicht mehr nothwendig zum Judenthum gehöre. Mit subjectiven Ansichten läßt sich freilich nicht rechten. Der aufrichtig mannhaften religiösen Ueberzeugung gegenüber ist litterarische Kritik nicht am Platze. Sollen wir denn, die wir selbst am Ideale hangen, dem Idealisten Maybaum seinen Idealismus vorwerfen? Der Idealismus, sei er noch so naiv, ist ja das Kennzeichen großer Männer, die Triebkraft großer Leistungen. Maybaum's Buch ist immerhin eine Leistung, ein wissenschaftliches Erbauungsbuch für Theologen. Dem Religionslehrer gar zeigt es die Rosen neben den Dornen seines Berufs.

Prag-Karolinenthal. Dr. Hirsch.

---

Es war das ein reicher Genuß, und darum will ich ihn auch Anderen empfehlen. Die Schrift, die ihn mir bereitete, rührt von M. Silberstein, dem menschenfreundlichen Inspektor des jüd. Waisenhauses in Breslau her und bildet „einen Umriß von der Entstehung und Entwickelung der verschiedenen Religionen und von ihrer Verwandtschaft unter einander." Sie ist unter dem Titel: Im Himmel und auf Erden, Parallel-Bilder aus dem religiösen Leben der verschiedenen Völker, in Breslau bei Wilhelm Koebner 1896, 143 Seiten, erschienen. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Das Motto aus Herder, womit der Verfasser diese seine Schrift als Bekenntnis seiner Seele ausgiebt, und die Briefe der beiden gelehrten Rabbinen Breslaus erhöhen den Werth der Geistesarbeit, die den unsterblichen Manen Joels, „des tiefen Denkers und großen Menschenfreundes", geweiht ist.

In schöner und faßlicher Form führt sie das Leben und die Lehren der großen Religionsstifter: Mose, Confucius, Zoroaster, Brahma, Buddha, Christus und Muhammed vor, deren wunderbare Geburt, Jugendjahre bis zum Antritte ihrer Weltmissionen und dann den sagenreichen Tod dieser Propheten sie mit besonderer Liebe behandelt. Tiefe Ehrfurcht vor diesen größten Denkern und Wohlthätern der Menschheit führte den Griffel des Verfassers; doch leuchtet seine besondere Verehrung für Zoroaster hervor, weil der Stifter der Parsenlehre den Pantheismus abzuschaffen und gleich Mose den Glauben an einen Gott einzuführen strebte." Darum fällt dessen Abneigung gegen die Lehre des Muhammed um so mehr auf, als ja dieser nach der Weisung seines Lehrers, des gelehrten, Abdallah Ibn Sallam, den Monotheismus mit besonderer Prägnanz betonte.

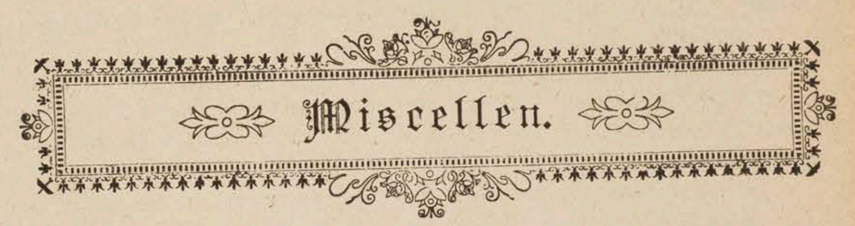
Die Verwandtschaft des Urchristenthumes mit dem Buddhismus braucht nicht erst in dem apogriphen Evangelium von Josa, d. i. Jesus, das Nikolaus Notowitsch in einem tibetischen Kloster gefunden haben will, und wonach Jesus bis nach Indien gekommen sein soll, gesucht zu werden. Erwähnt ja der Verfasser selbst, wie seit der Expedition Alexander des Großen an den Ganges die Geistesschätze dieses Wunderlandes dem Westen enthüllt wurden. Trägt doch Josephus Bellum III, 8, Lehre eines indischen Weisen vor, die als Gemeingut der hellenistisch Geschulten,

insbesondere der Essäer, dieser Vorläufer des Christenthumes, bei denen Josephus in die Schule ging, wohl gelten können.

Die Ansicht, daß die Kosmogonie und die Offenbarungslehre des Mosaismus ihren Ursprung in der Priesterschule zu Sais hätte, hat zwar Schiller mit seinem Aufsatze über die Sendung Mose's populär zu machen gewußt. Doch ist Isidor von Sicilien, seine Autorität, längst nicht mehr als verläßlich befunden worden. Die Unsterblichkeitslehre des Pentateuchs will der Verfasser nur in der Gottesebenbildlichkeit der Menschenschöpfung wiederfinden. Doch hat schon Lessing in der Sprachwendung „Bei seinen Vätern ruhen" Spuren dieses Glaubens entdeckt.

Der Führung des Amsterdamer Rabbiners durch die Schauerkammern des Chibbut ha Keber (mit t und nicht mit d zu transkribiren) sollte der Verfasser sich nicht so blindlings anvertraut haben. Bei aller Bewunderung für den edlen Manasse b. Israel kann dieser mit seinem „Nischmath Chaim" nicht soviel Autorität innerhalb der jüdischen Weltanschauung auf diesem Gebiete beanspruchen, als der Dichter der Aeneide dem göttlichen Dante gegenüber, den er durch das Purgatorium führte. Die gelehrte Notiz über die Genealogie Alborak's, des frommen Reitthieres des Propheten von Mekka, dessen Abstammung bis auf die Eselin Bileam's zurückgeführt wird, wird in Fachkreisen gewiß mit Erkenntlichkeit vermerkt werden.

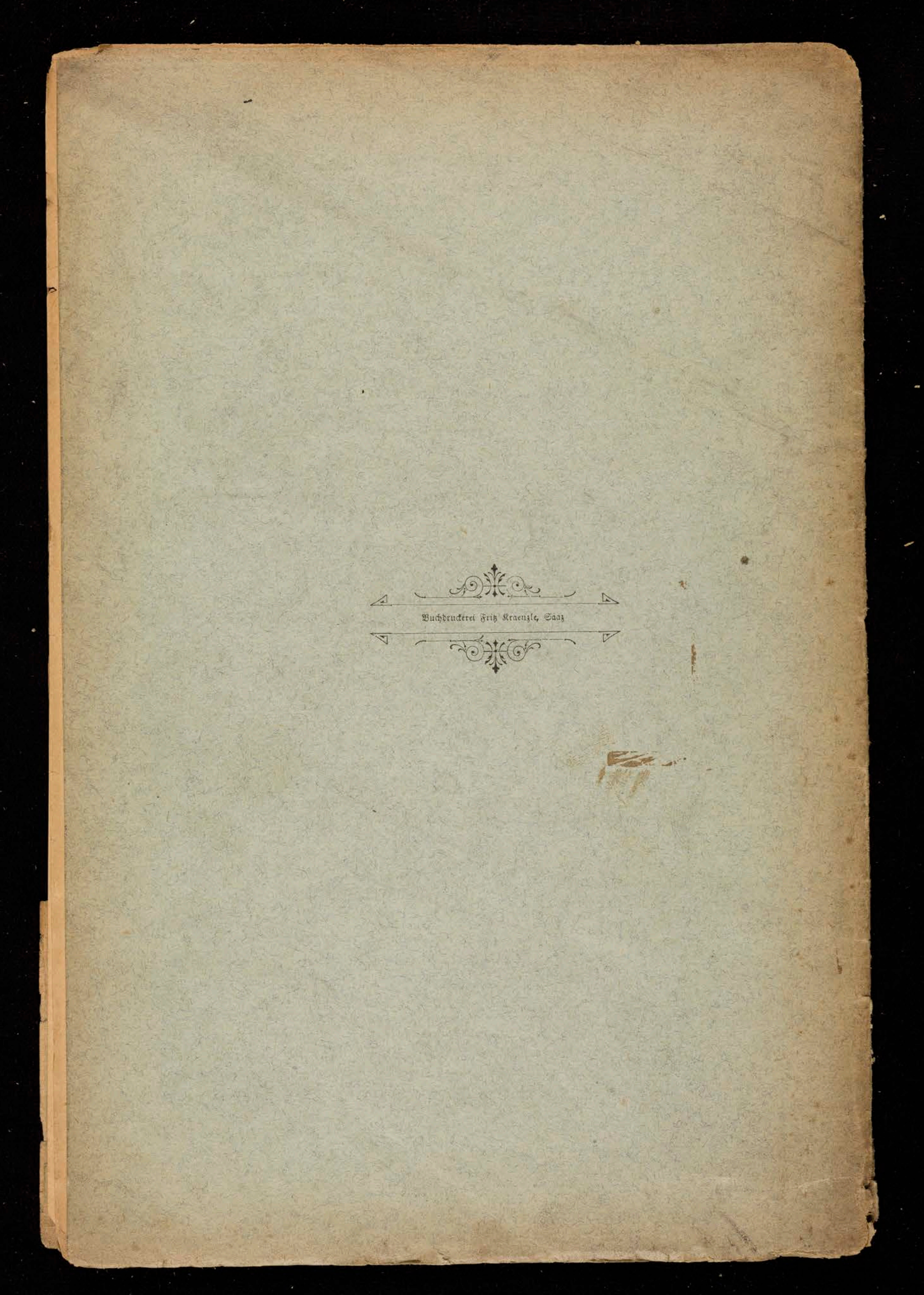
Pilsen, 20. Juli 1896. Dr. Adolf Posnanski.




Dr. Samuel Back, Rabbiner in Smichow, feierte am 29. August d. J. seine silberne Hochzeit; zugleich sind es 25 Jahre, daß er ein Rabbineramt bekleidet. Den Glückwünschen, die dem Jubilar von seiner Gemeinde und außerhalb derselben von Freunden und Bekannten dargebracht wurden, schließen wir uns herzlichst an. Dr. Back, der in Bezug auf wissenschaftliche Bedeutung unter den Rabbinen Böhmens zweifellos die erste Stelle einnimmt, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn in den jüdischen Gelehrtenkreisen allgemeine Anerkennung findet, hat auch als Rabbiner seinen hohen Beruf stets treu erfüllt und die Ehre des Standes durch sein zielbewußtes, pflichttreues Streben immer gehoben. Möge ihm die göttliche Vorsehung in seiner Familie und in der Gemeinde den Segen verleihen, den er durch seine Thätigkeit in diesen 25 Jahren sich verdient hat.

Die Herausgeber.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.



Buchdruckerei Fritz Kraenzle, Saaz